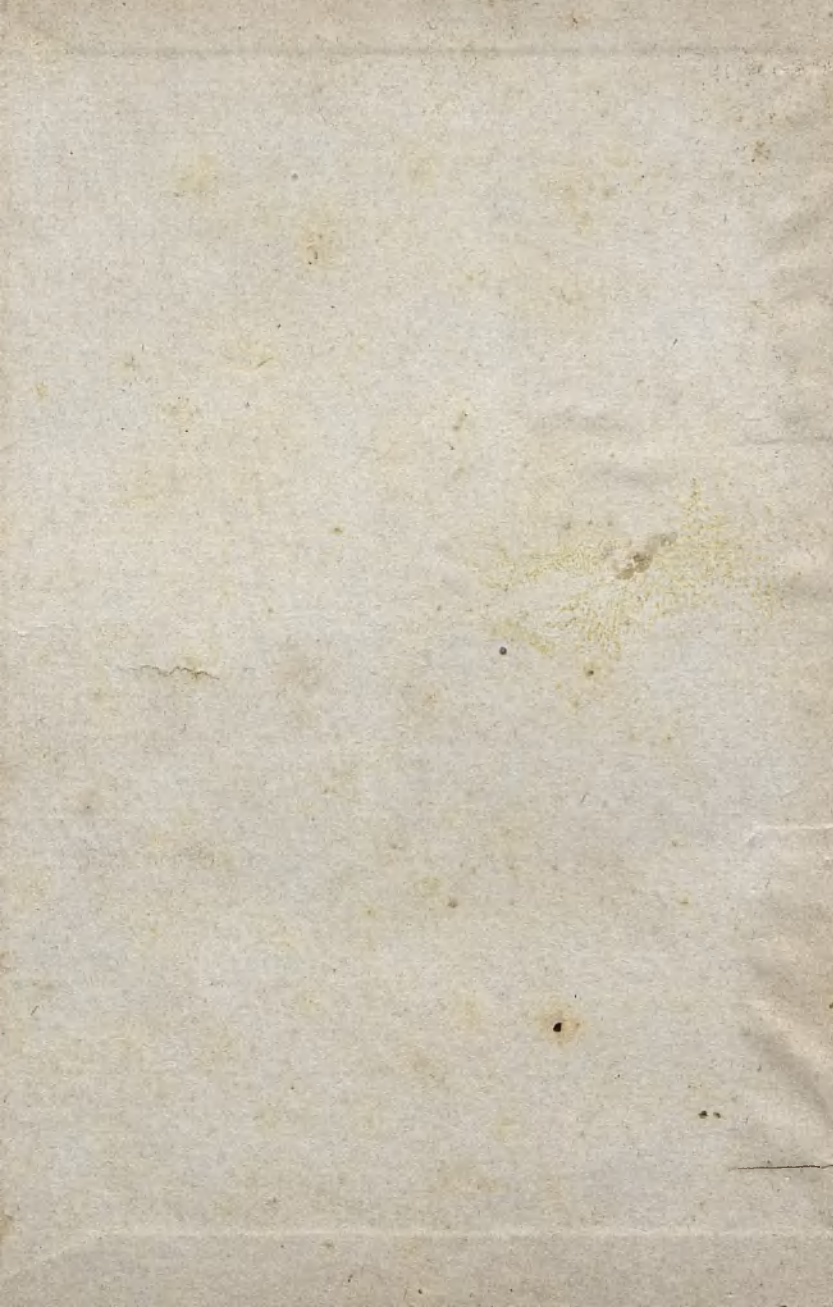




**RAPUNZEL**  
VON  
**LUDWIG-FINCKH**



*Kig 109*



Maria Schmidt!  
Im Gilgert 1920.  
Anora Schneider.  
Februar 1921.

Lothholz 1919.



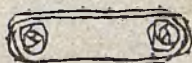


# Rapunzel

von

Ludwig Finckh

Siebzehntes bis neunzehntes Tausend



Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart und Berlin

A. g. XIII.

ARCHIWUM PAŃSTWOWE

w Katowicach

Oddział w Gliwicach

sygn. 12557 / Kg 109

---

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt  
in Stuttgart

---

Meiner Frau





# Rapunzel

## 1

**A**uf der Schwäbischen Alb, mitten auf den grauweißen Kalkfelsen, liegt das Dorf Holzelfingen. Dort möchte ich geboren sein wie Konrad Vogelmuß, dessen Mutter sagte, sie wolle lieber nicht in den Himmel kommen als irgendwo anders auf der Erde leben denn in Holzelfingen. Und da hatte sie recht.

Es gibt nirgends ein versteckteres Wiesental um einen alten Bach, in dem sich die Kinder so tummeln und baden können. Das Tal liegt unter dem Felsen, auf dem das Dorf mit dem Kirchlein aufsteigt, und es hängt wie ein Zwerchsaß voll Blumen auf dem Buckel eines alten Mannes, der zwei

gute, blaue Augen hat; mit denen schaut er vor sich hinunter in ein weiteres, viel tieferes und längeres Thal, das recht wie das andre halbe Säcklein voll Aepfel ihm über die Brust herunterhängt; aber das Thal in seinem Buckel hat er gerade so lieb, weil es so versteckt und sonnig und so voll Rinder ist.

Das vordere Thal ist eines für alte, ausgewachsene Leute mit Bärten an Backen und Kinn, es hat Berge zu beiden Seiten, und am äußersten Ende steigt ein schlanker, lieblicher Bergkegel aus der Nebelbläue, die Alchalm. Es hat auch seine Geschichte wie sich's gehört, und prahlt damit, ein Meeresarm und Gott weiß was gewesen zu sein; große Mammutelefanten und Eidechsen aus der Zeit, wo es beinahe noch gar keine gab, hat man aus seinem Kalk gegraben; es ist nimmer viel übriggeblieben von der Herrlichkeit als ein bescheidenes Sturzbächlein, die Echaz, und hüben und drüben steile, ernste, schweisgsame Felsen, die Traifelberge; die sind nimmer aufgelegt zum Schwätzen und behalten ihre Weisheit für sich.

Aber das hintere Tal, das Buckeltal, ist eines für Kinder, und niemand darf herein, der es nicht ist. Dieses Tal ist voll von Schwirren und Bienensummen; aber es ist noch niemals vorgekommen, daß eine Biene ein Kind stach, weil sie Besseres zu tun haben als nutzlos zu sterben; sie sind unermüdlich am Werk, sich gelbe Stiefel und rote Hosen anzuziehen, bis oben gefüllt mit Blütenstaub, und wie Husaren mit heimzufliegen hinter Konrads Haus. Dieses Tal hat keinen großen Wechsel an Farben als Grün von den saftigen Gräsern und Dottergelb von den Schlüsselblumen und Schmalzblättern und Violett von den vielen Veilchen; auch Weiß kommt dazu von den tausend Sternen im Grase und im Winter von dem Schnee. Es ist eigentlich unbegreiflich, wie einem ein solch ärmliches Tal so ans Herz wachsen kann, wie es Konrads Mutter geschah. Es ist wahr, es sah aus wie ein blühendes Vogelnest am Boden, in das die Welt vergessen hatte, hineinzutappen. Aber der lauteste Grünschnabel in dem Nest war Konrad, voll unermesslicher



Zwitscherlust und Nesthockerfreude, ein Zaunkönig und Wiesensprosser in einer Person. Sein Haus schloß das Tälchen zu Häupten ab, und der ganze Inhalt des Hauses verfolgte Konrads Bach- und Wiesentaten mit verschwiegenem Stolz. Der Inhalt des Hauses bestand aus Konrads Mutter, Vater, Großvater und Urahnele.

Dem Urahnele gehörte das Fenster gerade außs Tal herunter; ein alter Rosenstamm stieg zur Seite herauf und versteckte das Fenster halb unter Blüten. Es war ein steinaltes, gebücktes Mütterchen an einem Stecken und mit einem einzigen Zahn, der auf Konrad den Eindruck eines Heiligtums machte. Wenn er müde vom Spielen war oder am Abend vor allzu lautem Tagewerk den Schlafheuler bekam, eine mißmutige Stimmung, die am besten in den Rissen verflog, so kletterte er wohl auf der Urahne Schoß und bat: „Ahne, laß mich auch dein Bein sehen.“ Das Ahnele öffnete geduldig den Mund und wies ihm den einzigen Zahn, den er nicht müde wurde, anzustauen. Das



war anders als wie es die andern Leute im Munde hatten. Daß so mitten aus einem Munde ein gelblicher Knochen wachsen konnte, schön geschliffen und glänzend wie ein alter Marmelstein oder wie das Meerschäumstück an des Vaters Tabakspfeife, das war fabelhaft; und seine Urahne hatte den Zahn. Er war mächtig stolz darauf und führte seine Kameraden, wenn er sich großmachen wollte, vor der Ahne freundliches, verrunzeltes Antlitz. Das war sein Spielzeug, und die Gute machte dem Urentel willig den Nußknacker. Sie muß wohl auch auf ihre Rechnung gekommen sein dabei; denn das Alter hat oft Genüge an Dingen, die die Jugend nicht achtet, an Augenglänzen und offenen Mäulern. Der Großvater konnte das Spiel freilich nicht leiden und jagte den Sprossen fort, wenn er's merkte: „Wart, Lausbub, du kommst in die Höll' und mußt aufs Glufenhäfele sitzen,“ eine Drohung, die Konrad einen Heidenschreck einflößte.

Sonst war der Großvater ein Mann, mit dem sich reden ließ und der auf alle

Fragen eine Antwort wußte. Bloß einmal, als der Bub ihn fragte: „Großvater, was liegt denn hinter Paris?“ sah er ihn stillverweisend an und schüttelte den grauen Kopf. Dann paffte er mahnend zwischen einer Rauchwolke heraus: „Kind, grüble net.“ Er merkte wohl, daß ein unruhiger Geist in dem jungen Kopfe schlief und wollte ihn nicht wecken; wenn erst einer danach fragt, was hinter den Dingen liegt, so fängt seine Zeit an und das Alter ist abgedankt. Er wußte von der Welt genug, als daß er an seinem Lebensabend noch viel mehr von ihr erfahren wollte; er sperrte ein Törlein ums andre zu und blieb am Fenster bei der Urahne sitzen. Sein Dorf und sein Haus und vielleicht ein Platz an der Kirchhofmauer lagen ihm näher als die Welt hinter Paris. Einmal, als die Mutter aus der Zeitung vorlas, wie sie an Winterabenden tat, nahm er die Pfeife aus dem Mund, da sie von Schleswig-Holstein zu lesen anfang, und sagte mürrisch: „Lies das net, Bärbele; es ist so weit weg.“

Der Großvater war ein großer Mann mit einer hohen Stirn, auf der viel und mehr zu lesen stand als in Zeitungen. Aber er hatte es mit dem Alter zu tun. Er kämpfte unmutig und hartnäckig dagegen wie ein Mann, und es ist ja auch eine traurige Sache für einen viereckigen Bauernschädel, der durch viele Wände gerannt ist und manche Tür eingestoßen hat, ohne ein blaues Mal davonzutragen, wenn er kaum mehr durch ein Fenster, gerade noch durch Spinnweben brechen kann und eines Tages das mühsame Wort über den Mund bringt: Ich kann nicht mehr; jeder Stumpen von Enkel kann mehr als ich, und ich habe doch wahrhaftig siebzig Jahre auf dem Buckel, in denen mich keiner angerührt hat. Da erfrischt er sich denn an der Erinnerung, die dem Alter als Schlaftrunk geschenkt ist — es ist aber kein frischer Quell mehr, sondern lau und abgestanden — und grabt die tausend Einzelheiten aus dem abgelaufenen Leben heraus wie alte Stauden aus dem Erdreich. Er hat Zeit dazu, sich zu besinnen, worüber er in der That sich nie



besonnen hat, und da fallen so leichte Schleier von den Dingen, goldene und silberne Gewebe, und er sieht hindurch, jedem Ding ins Herz hinein. Damit er aber nicht durch alle Gespinste hindurchsehe und allzu gescheit werde, was niemals noch gutgetan hat, wirft ihm der Tod am Ende sein Netz über die Augen und bald auch über den Mund.

Der Großvater war blind. Konrads Kinderherz verstand davon so viel, daß mit dem Großvater etwas Besonderes los war, das ihn bedürftig machte. Die Mutter hatte ihm gesagt, daß seine Fenster im Gesicht nicht mehr so hell und braun seien wie die ihren, sondern grau und angelaufen, und daß kein Glaser auf der Welt ihm neue einsetzen könne. Er begriff, daß der Großvater nicht mehr durch solche matte Scheiben heraussehen könne und wie in sich selber eingesperrt sei. Das tat ihm von Herzen leid, und er sagte dem Uehne eines Tages: „Großvater, ich will für dich sehen. Ich sag' dir alles, was draußen ist, dann siehst du's auch.“ Und er besiegelte den Bund durch die Be-



schreibung seiner augenblicklichen Lebensumstände.

„Großvater, ich hab' heute mein braunes Hösle an, auf das mich der Vater neulich gewichst hat.“

Stille.

„Großvater, ich hab' heute ein Steinle aufs Knie gekriegt, die Haut ist noch ganz rot.“

Stille.

„Großvater, an deiner Nas' hängt ein Tröpfle.“

„Halt 's Maul, Lausbub, und laß mich in Ruh mit deinen Scherereien.“

Zur Steuer der Wahrheit ist zu sagen, daß der Großvater mit seinem verbissenen Schweigen dem Kind gegenüber nicht klug gehandelt hat; denn der Bub, zweifellos berechtigt, zu untersuchen, ob der Großvater ihm Gehör schenke, wohl auch im guten Willen gekränkt, hat schläulings das Tröpflein an die Nase hingeschwindelt. Er entwich darauf auf die Gasse und verkündete dort wichtig, um vor den andern zu prahlen:

„Mein Großvater hat einen Star; er sitzt in einem Häusle mit zwei Fensterscheiben.“

Abends pflegte der Großvater aufzutauen und fing an zu erzählen von den Tagen des Glanzes, da er ein junger Fuhrmann im blauen Kittel war und mit seinem Plantwagen über Land fuhr; einen Schimmel und einen Braunen hatte er vorgespannt, schwere, wiehernde Kerle, die die Straßen wie Stroh hinter sich stampften. Unter dem weißen Plantuch lagerten Kaufmannsgüter die schwere Menge, in Kisten und Säcken, und seine Peitsche knallte lustig durch die reifen Kornfelder. Er war der gesuchteste und fröhlichste Fuhrmann in ganz Schwaben und dreimal von Reutlingen aus zur Frankfurter Messe gefahren. Das war damals ein Fest für einen ehrlichen Menschen wie später eine Amerikafahrt oder eine Reise durch die Gottesluft. Man nahm Abschied auf Leben und Tod, hatte sein Zeitliches bestellt und beim Notar versiegelt. Die Kaufleute waren beritten und gewappnet, und die Wagen von Knechten beschützt. Auch zur Kaiserkrönung

war er nach Frankfurt gefahren; gesehen hat er den Kaiser aber nicht trotz allem Bemühen. Und das war so.

In der Nacht waren sie angekommen im Gasthof, und es hatte noch eine Zechen gesetzt. Schwerköpfig waren sie auf die Schlafkammer gestiegen, und einer hat's dem andern aufgetragen, ihn morgens zu wecken, bis es am Großvater hangen blieb. Der Großvater schlief unruhig, es war oft Lärm auf der Gasse, und einmal steht er auf und öffnet den Laden, um hinauszusehen; da war die Nacht noch rabenschwarz. Er legt sich wieder hin aufs Ohr, träumt schwer, und wie er ein paar Stunden verflossen glaubt, sieht er wieder zum Laden hinaus. Da ist's ihm vorgekommen, als hätt's arg nach Räs gerochen. Es hat ihn merkwürdig gedunkelt, aber was weiß er viel von Frankfurt, und im Taubendicht legt er sich wieder hin und schläft weiter. Wieder nach einer Weil erwacht er und reißt 's Fenster auf, weil es schon spät sein muß; da merkt er, daß er allemal einen falschen Riegel verwischt und



in den Käckasten geguckt hat statt auf die Straße, in dem die Nacht freilich rabenschwarz war und es elend gestunken hat. „O lesz,“ sagte er und weckte die Kameraden; aber die Kaiserkrönung war vorbei, denn es war helllichter Nachmittag.

Sie haben's lange nicht erzählt, wie sie nach Hause gekommen sind, und der Großvater hat sich arg verwehren müssen gegen die Herren von wegen des Geruchs, davon er eine Nase voll heimbrachte und war zur Kaiserkrönung ausgefahren auf Leben und Tod. Aber es sind Reutlinger getösesen, gesundes Blut, die haben im Schwabenland schon immer den Butten gehuzelt voll tragen müssen und haben allweg mitlachen können.

In späteren Jahren hat der Großvater den gelben Postwagen das Tal herauf und herunter gefahren, das Posthorn um die Schulter gehängt, der Braune und der Schimmel haben's noch lange getan.

Des Großvaters Sohn war der Vater, der außer seinem Acker und den zwei Rühen eine ganze Stube voll Uhren hatte. Er war

ein fröhlicher Bauer und ein nachdenklicher Mann, dem es nicht wohl war, wenn ihm nicht zwanzig Uhren im Hause tackten.

Woher ihm diese Lust kam, wußte niemand zu sagen. Sie fuhr in ihn, kurz nachdem er das Mostbad genommen hatte. Als er nämlich sieben Jahre alt war, beteiligte er sich in der Herbstzeit mit Eifer am väterlichen Mosten, indem er sein Becherlein an den Auslauf der Obstpresse hielt und den Saft auffing. Auch verfolgte er die übrige Sautierung mit Aufmerksamkeit, wenn der Vater einen großen Butten voll Most schöpfte und in eine fernerstehende gewaltige Kufe goß, wo er zum Gären verblieb. Es mag den Buben gelustet haben, auch einmal aus dem großen Zuber zu schöpfen; sicher ist nur, daß der Vater ihn vermißte, irgendwo pfludern hörte, und als er zum Zuber lief, bloß noch zwei Rohrstiefelein aus dem süßen Most herausstehen sah, die er flugs ergriff, da sie ihm wohlbekannt waren. In den Stiefeln steckte denn auch sein Sohn, den er nur durch eine ausgiebige Bearbeitung seines Hinterteils

wieder zum Leben brachte. Es hat ihm weiter nichts geschadet; aber als er nachher in der Stube saß und sich trocknete, war er ganz still und in sich gekehrt.

Am Abend fragte er mit großen Augen den Vater: „Vater, was wär's gewesen mit mir, wenn du meine Stiefele net noch herausgezogen hättst?“

„Dann wärst vertrunken, Jaköble,“ sagte der Vater.

„Wär' ich dann nimmer bei dir und der Mutter gewesen?“

Statt aller Antwort stand der Vater auf, ging mit hartem Schritt auf die einzige Wanduhr zu und hielt den Pendel an.

„So wär's gewesen.“

Als nun die Uhr an der Wand, die immer fleißig und rechtschaffen gegangen war, mit einem Male stund, erschrak der Jaköble an der Stille zu Tode und fing an, aufzuschluchzen. So jung er war, er hatte verstanden, daß ein rauher Finger mitten ins fromme Uhr- und Tagwerk eingegriffen und es angehalten hatte, und ein erster Schauer des Todes hatte ihn angefaßt.



Da stand die Mutter auf und führte das Büblein zur Uhr hin:

„Wisch deine Tränle ab, Jakob, mußt net greinen; guck, so hat der Vater mit dir gemacht.“

Damit stieß sie den Pendel frisch an und gab dem Uhrlein wieder Leben.

Seither schlossen sich alle Geheimnisse des Lebens für Jaköble in der Uhr ein. Er bekam das Recht, sie am frühen Morgen aufzuziehen, und verstand bald die stille und treue Arbeit des Gewichts, das an der Kette zog, solange es ziehen konnte, und damit die Zähne zwang, einen um den andern, sich zu bewegen und die Räder zu treiben. Mit zwölf Jahren brannte Jakob dem Vater durch in die Stadt und bat einen Uhrmacher, ihn einzustellen, er wolle ihm sägen, Holz spalten und das Vieh versorgen. Der Uhrmacher schrieb an den Vater, er wolle den Buben, der ihm gefalle, behalten und die Uhrmacherei lehren, wenn er einverstanden sei. Was der Vater dazu sagte, das steht auf einem andern Blatt; aber dem Jakob

haben damals die Ohren geklungen drei Tage lang. Die Mutter bat für ihn, und er sollte ein halbes Jahr zur Probe in der Stadt bleiben, wenn er nachher wieder heraufkommen wollte. Diese Zeit nutzte der Jakoble aus. Doch muß das Heimweh nach der Alb und den Buchenwäldern mächtig an ihm genagt haben; denn als er nach der verabredeten Zeit heimkam, mager und abgeblaßt, war von der Stadt nimmer weiter die Rede. Er griff ins große Uhrwerk der Ackerarbeit ein, packte die Speichen der Räder und wurde zu einem starken, gleichmäßigen Gewicht an der goldenen Kette.

Als er das Bärbele zur Frau nahm, waren ihm die Mücken soweit vergangen, bis auf die eine, daß er in jeder Stube eine Uhr hängen hatte. Er hatte jeder einen Namen gegeben wie einem Kind, und als er einen Buben bekam, waren alle seine Lieblingsnamen schon an die Uhren vergeben, bis auf den Namen Konrad.

Da war ein stilles, rundes weißes Uhrlein mit einem Blumenstrauß auf dem Ziffer-

blatt gemalt, das hieß Rosele, ich weiß nicht, warum. Vielleicht hat der Name irgendwie mitgespielt in seinem Leben, denn er betrachtete die Uhr oft wehmütig lächelnd, wie man ein Ringlein ansieht, das man hat weggeben müssen. Eine kräftig geschnitzte Ruckucksuhr hieß Marte, nach einem alten Knecht, und eine bunte Bauernuhr, darauf in Goldgrund eine Jagd mit Reh und Hunden lief, war Ulrich getauft.

Mit dem Marte hatte es seine Bewandtniß. Der Ruckuck hatte jahrelang in der Knechtsstube gehangen und mit jeder Stunde getreulich sein Türlein aufgestoßen, den Schnabel geöffnet und seine Zeit hinausgesungen; danach war er wieder im Gehäuse verschwunden. Als er nun eines Nachts das Pförtlein aufstieß, um zwölf zu schlagen, erschrak er, die Kammer voll Rauch und in der Ecke einen glostenden Schein zu finden. Er schlug weiter und riß die Augen auf: der alte Marte war über einer Kerze eingeschlafen und stand im Begriff, im Rauch eines brennenden Hauses in eine bessere Welt



einzugethen. Wie dem treuen Vogel die Kraft kam, ist schwer zu sagen: als er pflichtschuldig zwölf geschlagen hatte, hielt er sein Türlein auf, daß es nicht zufahren konnte, und weil es ihm nicht gegeben war, Feuer zu schreien, so rief er sein Ruckuck weiter, in die zwanzig-, dreißigmal, soviel er im Blasebalg hatte. Der Bauer unten wacht daran auf, daß der Ruckuck schlägt; er zählt und zählt, besinnt sich, springt aus dem Bett. Dann haben sie den alten Marte oben gefunden, schon halb erstickt, und haben gelöscht. Später ist der Knecht eines natürlichen Todes verblieben; da hat der Vater den Ruckuck Marte getauft.

Auch der Ulrich hing mit Ehren an der Wand. Fragt nur das Urahnele, das kann euch erzählen, was es schon dem Jakob und später dem Konrad erzählt hat, wie der Herzog Ulrich, der arme Mann, durch die Wälder gejagt wurde als ein flüchtiger Hirsch in seinem eignen Land, bis er selber wieder an die Reihe kam, ins Horn zu stoßen. In Holzfelsingen trat er in die Türen ein bei den

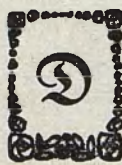
Bauern wie drüben im Schloß Lichtenstein, und in den Stuben lebte seine Sage fort.

Die lustigste Uhr war der Balthasar. Er war ein silbergetriebenes Standuhrlein, das frech in einer Mauernische stand und ein Schlagwerk von zwei Glocken besaß; auf der einen schlug's die Viertel-, auf der andern die ganzen Stunden. Bevor der Balthasar anfang zu schlagen, schnurrte er ein wenig, wie eine Katze, der es wohl ist; dann schlug hurtig die helle Glocke wie ein springendes Kind oder ein Geißlein, und bedächtig hinterdrein die tiefe wie eine hütende Mutter. Taufpate war ein Nachbar, Balthasar, der die Angewohnheit hatte zu schnurren, bevor er den Mund aufthat zur Rede.

Es waren noch viele Uhren in dem braunen Holzwerk aufgehängt, und es ist nicht verwunderlich, daß Konrad, in der Gesellschaft von Marte, Rosele, Ulrich und Balthasar aufwachsend, sich in eingehende Gespräche mit ihnen verwickelte, die, an Gewichten, Zeigern, Federn und Glocken anknüpfend, in seltsamen Unregelmäßigkeiten der peinlich genau gehen-

den Uhren endeten. Der Vater vermerkte diese Unterhaltungen unwillig, denn er hielt darauf, daß eine Uhr ordentlich nach der andern anschlug, derart, daß der Marte im Giebel zuerst das Wort ergriff, nach ihm sofort der Ulrich bließ, darauf die ganze Schar der übrigen Schlager, bis der Balthasar abschnurrte. Das Rosele war stumm; es konnte nichts als still und freundlich in die Stube herunterleuchten wie eine alte Liebe.



as Beste habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Ihr müßt euch jetzt mit sehr lieblichen und herzlichen Gedanken anfüllen, wie man sie vor einem Reh hat, das am Walbrande graßt, denn ich erzähle euch von der Mutter.

Ronrad hatte das Glück, eine Mutter zu haben. Wenn alle Frauen wüßten, wie wohl es Ronrad bei ihr war, sie wollten weiter nichts als Mutter sein. Denn Mutter sein heißt kleine Atemzüge hören und leichte Herzschläge, scharfäugig werden wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, mutig sein im stillen wie kein lauter Mann in Waffen, schaffen mit allem Blut, das einem gegeben ist, über sich hinauswachsen in allen Fähigkeiten des Wachens, Hungerns, Liebens und Handelns, vor allem aber sorgen. Mutter sein heißt in Sorgen glücklich sein. Eine

Mutter ist mehr als ein Vater. Ein Vater wendet sich nach außen, in den Alltag hinein, in den Wirbel des Stromes, und wenn er nach Hause kommt, so hat er am Kinde ein Spielzeug, das ihn erfrischt, oder einen willkommenen Gegenstand der Erziehung, oder ein Gefäß für die eignen Ideen, ein lebendiges Buch, in das er hineinschreibt, aber immer einen Ring, mit dem er funkeln kann, oder ein Spieglein, das sonnenfuchelt zu seinem Stolge. Eine Mutter aber wendet sich nach innen; ihr Herz ist der Wirbel selber, und sie hat den Strom in sich. Das Kind ist ihr mehr als sie selbst, ein kleiner König, vor dem sie sich beugt, und den sie nährt mit der Wärme ihres Herzens. Das Kind macht die Frau zum vollkommenen Menschen.

Die heilige Mutter Bärbele barg ihre Liebe, die sie wohl gern versprengt hätte, ganz still in sich. Es ist nicht gut, wenn Kinder tagtäglich es auffällig an ihrem Leibe erfahren, sie müssen es still in sich wissen, ohne Worte und Gedanken. Es geht ein

heimlicher Strom zwischen Mutter und Kind, drauf schwimmen stündlich Schifflein auf und ab, beladen mit köstlichen Gütern, wie Lächeln, Zunicke, übers Haar streichen, Hosens flicken, Blumenbringen, Füttern, Fragen und Antwort. Frau Bärbele ließ viele Schiffe voll Gold den Strom hinunter zu Konrad, der lud sie ab, nahm Sand, Erde, Gras, Tau, Vogelfang und ließ das Schiff damit wieder stromauf. So wurden sie Kameraden, die alles miteinander teilten, was sie hatten und wußten, und sich aneinander heraufzogen wie die Rosen am Haus, zu dessen Fenster die Urahne und der Großvater herausnickten.

Das Kind gehörte der Mutter so innig wie eine Knospe dem Apfelbaum, und wenn es auch zum Vater eine Zutraulichkeit hegte, die mit scheuem Respekt untermischt war, eins war es bloß mit der Mutter. Das scheint mir weiter nicht wunderlich. Es könnte ja einem einfallen zu fragen: wer von euch beiden hat eigentlich damals das Büblein in seinem Leibe getragen, da es so klein war wie ein Grundelschlein? Wer hat es



mit seinem guten Blute genährt und mit goldenen Gedanken eingesponnen, bis es so groß war wie ein Däumling und in einer hohlen Hand grad Platz gehabt hätte? Wer hat es still in sich wachsen lassen, Beschwerden und Herzklopfen getragen und auf die Zähne gebissen um das Spätzlein, daß es munter und mächtig wurde wie ein junger Hase, und wer hat es endlich zu einem Menschlein werden lassen, so gestalt, daß es zwei braune Augen am Kopfe hatte, ein wahrhaftiges Stulpnäschen, einen roten Mund und ein rundes Kinn, daß vom Kopfe ein richtiger Hals herüberleitete zu Brust, Bäuchlein und Drum und Dran? Und wer hat die Arme und Beine angefügt? Im Munde war ein Zünglein, an den Fingern Nägel, alles war beisammen, sauber und appetitlich, nichts vergessen, und das Ganze war nicht größer als des Vaters Kopf. Wer hat dann schließlich, als das Kerlchen lichterhungrig wurde und an die Pforte klopfte, leise, bescheiden, dann wild und ungebärdig, ihm ein Thor geöffnet und hat ein schmerzhaftes Wunder an sich

geschehen lassen? War es der Vater oder war es die Mutter? Ich weiß den Tag noch gut. Der Vater erwachte am grauenenden Morgen und hatte Zahnschmerzen, von denen er öfter heimgesucht war; er wälzte sich im Bette hin und her, besann sich auf ein Mittel, stöhnte und wollte aufstehen, um heiße Ramillenumschläge zu machen. Inzwischen war die Frau, wie es ihre Art war, still gelegen und hatte gehorcht, heraus und in sich hinein, zuweilen auch heimlich das Gesicht ein wenig verzogen oder die Finger gekrümmt. Als der Vater sich nun aus den Federn machte, sah ihn die Frau mit glänzenden Augen an und sagte: „Jakob, lauf hinüber zur Christin'; es ist Zeit.“

Die Christin' half, so gut sie konnte. Daß Bärbele war eine große, hochgewachsene Frau von starken Lenden, die nicht gleich umweifelte, wenn man sie anstieß; aber das muß ich sagen, der Knirps, der jetzt an ihr herumhämmerte und mit dem Kopf durch die Wand wollte, wie's ihm von Großvätern her im Blute lag, war ihr gewachsen und half ihr auf seine Weise; nicht eben zart, und mit solch einer eigenwilligen

Lebenslust, daß sie insgeheim einen kleinen, stolzen Schreck bekam. Als ein schreiender Zornickel mit krebsrotem Kopf kam Konrad zur Welt.

Da lag nun die Frau, erschöpft und verwundet, aber siegreich wie ein tapferer Soldat nach der Schlacht, und der Glanz ihrer Augen war so, daß die Engel im Himmel sangen. Ihr Gesicht war hold und schmal geworden in der Ermattung, aber da sie den Buben neben sich liegen sah, schien ihr das Leben sehr glücklich und sehr leicht, alle Berge schienen ihr klein, und sie küßte in Gedanken ihre Schmerzen, damit sie ihr Bublein erkaufte hatte. Ihr dämmerte es auf, daß es kein größeres Glück auf Erden gibt, als um sein eigen Blut ein neues schaffen; ein zartes Kunstwerk lag ihr in den Rissen.

Und wenn man nun den Vater fragen wollte: was hast du eigentlich bei der Sache getan, als dein Sohn zur Welt kam — er würde nichts andres sagen können als ehrlich und bescheiden: dabeigestanden. Und wenn er ein nachdenklicher Mann ist wie in unserm Falle, so würde er dazusetzen: „Aber ich habe von meiner Frau gesehen, wie man's macht,



und will mir auch den Buben erkaufen. Mein Weizen blüht schon noch einmal. Jetzt gehört er ihr, das seh' ich ein; so viel wie sie kann ich nie an ihm tun. Aber später will ich mich bei ihm einkaufen mit allerhand Dingen, daß er zu einem Stücklein zu mir kommt. Die Mutter hat ein gut Theil an ihm getan. Aber ich habe noch nichts an ihm getan, daß er mir zuspringt wie ihr und eine Liebe zu mir faßt. Ich habe kein Herzklopfen, noch Beschwer, noch Schmerzen um ihn gehabt, habe ihn nicht geboren und nicht getragen; ich kann bloß um ihn und sie herumgehen und zugucken, wenn sie ihn an der Brust hat. Man muß sich alle Dinge auf Erden erwerben mit seinem Herzblut, und ich sehe wohl, es ist umgekehrt, als ich vordem gemeint habe: man muß seiner Kinder wert sein und sie sich täglich verdienen, wenn sie einem gehören sollen; und es fehlt in der Bibel ein Sprüchlein, das hätte heißen sollen: „Ehret Sohn und Tochter, auf daß ihr lange lebet und es euch wohlgehe in dem Lande eurer Kinder.“


 Das Land Konrads war Himmels-  
 land. Es ist gewiß jammerschade,  
 daß des Menschen Gedächtnis auf  
 sich selbst erst in seinem dritten  
 Jahre beginnt und daß er keine  
 Erinnerung und kein noch so leises Gefühl  
 mit sich nimmt von den tausend Liebeszeichen  
 der Mutter vor dieser Zeit, von ihren Trän-  
 kungen, vom Herzen, von ihren Sorgen und  
 Sörglein. Aber ich will da nicht mit dem  
 Herrgott rechten, der es wohl weiß, warum  
 er die kleinen Heldentaten des Körpers wie  
 den ersten Zahn noch im Unterbewußtsein des  
 Menschen geschehen läßt und die eigentlichen  
 Aufzeichnungen im Gehirn erst mit dem  
 Gehenlernen vornimmt. Von Konrad muß  
 ich sagen, daß er, ohne es zu wissen, sehr  
 glücklich war in seinem frühen Erdenleben,  
 und es hat ihm nachträglich wohlgetan, es  
 später zu erfahren. Es ist den Menschen

zu einem kleinen Grade verliehen, nachzugeschmecken und nachzukosten, und es ist immerhin etwas Sicheres und Unverlierbares mit dem Gehabthaben.

Frühzeitig machte er Bekanntschaft mit den langen, braunen Haaren der Mutter, mit den Ahren des Vaters und dem Bächlein im Wiesentale. Das war seine Welt, und wenn er auch nur diese drei Dinge mit sich genommen und einmal im Himmel davon erzählt hätte, er hätte den Engeln den Mund wässern gemacht von dieser Welt. So aber traten in sein Leben noch Singvögel und frische Heuhaufen und wohlduftende Rüche im warmen Stall, Acker und Felsen und Buchenwälder und herzliche Freude und ein Schmerz und noch drei oder vier andre Dinge, von denen ich später erzählen will, die alle eins schöner als das andre waren, und das aller schönste die Mutter. Was ist es auch für ein Wunder von Gott, daß jedes Kind, das auf zwei Beinen geht, ein großer Entdecker und Erfinder sein darf, Schöpfer, Künstler, Dichter und Maler, indem es alle



Dinge und Geschehnisse auf Erden immer wieder zum allererstenmal in seine heitere und goldene Seele aufnimmt, in sich erlebt wie kein zweiter Mensch und sich zu eigen macht durch eine kleine That.

Dieses Eroberergefühl war in Konrad so stark entwickelt, daß er der Einfachheit halber eine kleine Holzschachtel bei sich trug, um alles, davon er mit seinen Augen und kraft seines Herzens Besitz ergriffen, einzustecken und heimzutragen in sein Hamsternest, Steine in vielen Farben, Blätter, Käfer, Würmer, Rinde und Vogelfedern.

Als er zum ersten Male das Schloß Lichtenstein Holzfelingen gegenüber erblickte, staunte er es mit offenen Augen an; dann öffnete er die Schachtel und sprang zur Mutter: „Du mir's herein.“ Nicht anders als ein Hündlein tut, dem man einen Stecken ins Wasser geworfen hat und es will ihn herausholen; wenn nun auf dem Wasser in der Nähe ein großes Schiff fährt, so schwimmt der gute Hund hinaus, da er den Stecken übersieht, und will seinem Herrn das Schiff

bringen. So gehört dem Kinde alles Land, das seine Seele betritt, es will's in seine Schachtel legen und der Mutter bringen. Dazu erfindet es in seinem Geiste, weil es keine Erfahrung und keine überkommene Weisheit besitzt, ganz aus sich selbst heraus, schöpft aus den Worten, die es kennt, in Krüglein und silberne Becher, bildet um, dichtet und singt mit unbefangener Stimme in die Welt hinein; gebt ihm einen Griffel in die Hand, so fängt es an zu malen, und wenn ihr's versteht, seine Schätze aus ihm herauszuheben, so gibt es euch alle Dinge wie aus einem tiefen Bergwerk heraus ans Tageslicht, mit einer behutsamen Zartheit und Frechheit, wie sie kein alter, in Ehren ergrauter Künstler hat. Das Kind ist der einzige König von Gottes Gnaden, den es gibt; die Mütter sind seine Kanzler und Siegelbewahrer, und ich sage euch, wer ein Kind hat, das nicht Künstler, Dichter, Weiser und mit allen Gaben Gottes begnadet ist, der hat es geschehen lassen, daß sie ihm heimlich entwendet und gestohlen wurden von

alten Griesgramen, Schulmeistern oder von ihm selber. Aus einem Kinde kann alles werden; die Alten müssen sich nur die Mühe nehmen, es nicht zu verderben. Sie müssen auf seinen Atem hochen, und wenn es auf eigne Weise atmet, es begreifen und weiterathmen lassen; die größten Könner sind die Kinder, die größten Stümper sind die Alten; von Kindern kann man immer lernen, von Erwachsenen selten. Ich meine nicht die ganz alten Leute, die wieder weise werden und von dem Flügel des lieben Königs Tod gestreift worden sind. Sie haben das Vorrecht, noch einmal gut und schön zu sein wie ein Kind. Es gibt keinen steinalten Greis, der nicht wieder gütig und angenehm worden wäre im silberfarbenen Haar, auch wenn er einen Sack voll blonder Schlechtigkeiten hinter sich liegen hat.

Frau Bärbele ging bei ihrem Sohne fleißig in die Schule und besann sich für ihn auf alles, was sie in der Jugend nicht erfahren hatte. Die Sonne aus Konrads Augen taute alles wieder auf, was in ihr



eingefroren war, und gleich war sie eine blühende Frühlingswiese. Sie lebte sich selber wieder zurück zum Kind und genoß halb staunend mit offenen Augen eine zweite Kindheit ihrer selbst. Das machte sie bescheiden und schüchtern und wieder selbstbewußt ihrer eingeschlummerten Kräfte, daß sie zum ersten Male voll erwachend das Leben vor sich liegen sah wie ein fremdes. Es ist aber fraglich, wer von den beiden mehr vom andern gelernt hat, der Sohn oder die Mutter, und ich hätte gerne zuhören mögen, wenn die Frau aus ihrem stillen, einfachen Herzen heraus eine Frage beantwortete, die das Büblein aus dem tiefen Brunnen seiner Unschuld hervorholte; da gingen die Eimerlein herauf und hinunter an silbernen Seilen und schöpften und wurden geleert. Sie wies ihm etwa am Bache ein Gartenschmäzerlein, das trank, und versank dafür beinahe in zwei großen dunkeln Augen; oder sie tauschte für den Triller einer Lerche ein rundes Mäulchen voll Staunen und Mitsingen ein. Der Vater war ein Bästler, der alle Hantie-

rung selber verrichtete, sauber ein Fenster mit dem Glaserdiamanten schnitt und kittete, auch wohl im Frühjahr mit Schindel und Dachplatte auf dem Hausfirst saß. Das war Konrad gerade recht, und er stand, die Fäuste im Hosensack, dabei, wo's etwas zu sehen gab.

Die Mutter tat ihr Tagwerk mit den Vögeln draußen im Garten. Sie hatte sich eine Vogeluhr zurechtgedacht, die um vier Uhr in der Frühe mit dem Umselschlag begann, mit der Graßmücke und Meise weiterging und die Schwalben, Spazzen und Rotkehlchen auf dem Zifferblatt hatte. Sie konnte sagen, wie spät es war, wenn die Lerche stieg und der Buchfink einen Schmetter tat; sie war ein heller Morgenmensch, mit den Vögeln auf und zu Bette.

Der Vater freute sich morgens der Ruhe, ließ sich gehörig ausbacken und zog dafür den Tag in den Abend und tief in die Nacht hinein. Oft war kein Lichtlein im Dorfe mehr als nur in seiner Stube, und sein Fenster sah wie ein stilles und wachsamcs

Augen ins nächtliche Thal hinunter. Er gab sich mit Büchern und Kalendern ab und hatte dicke, schweinslederne Folianten wie lauter Bibeln auf seinem Schafte stehen.

Eines Hochsommers aber, der Heuet war vorbei, stand der Vater vor der Mutter auf und bestieg ein Gerüst, das er am Abend vorher an der Südseite des Hauses aufgeschlagen hatte, wie einer, der ein wichtiges und unaufschiebbares Geschäft zu verrichten hat. Er trieb einen langen eisernen Stift ins Gebälk hinein, setzte sich davor und wartete. Ein heller Tag stieg über die Alb herauf, der Vater lauerte wie ein Wege-  
lagerer auf ihn um den ersten Strahl, der über das Land fiel. Den Schatten, den der Stift auf die weiße Hauswand warf, nagelte er fest und zeichnete eine große 4 dazu. Diesen Tag verließ der Vater das Gerüst nicht mehr. Konrad mußte ihm Vesper und Mittagessen, Brot und Most auf einem Leiterle heraufbringen, er ließ nicht ab und malte und rechnete, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Um acht Uhr, als die



Sonne hinterm Schwarzwald versunken war, stieg er herunter. Die Sonnenuhr war fertig.

Solange der Vater auf dem Gerüst stand, hatte er manches Spott- und Spaßwort der Nachbarn eingesteckt, die ihn einen Uhrennarren schalteten. Als aber der neue wohlfeile Zeitmesser in dem wolkenlosen Sommerwetter prächtig funktionierte, wuchs des Vaters Ansehen im Dorf derart, daß ihm die Besorgung der Kirchenguhr übertragen wurde. Nun hatte der Vater alle seine Uhren aus dem Herzen gerichtet, nämlich nach dem Herzen der Mutter, das die Stunde für den ersten Umschlag mit der Sicherheit des Rundigen vier Uhr benannt hatte. Mithin war auch die Kirchenguhr nach dem Herzen der Mutter gerichtet, und so kam es, daß das Dörflein auf der rauhen Alb seine eigne Sonnen- und Vogelzeit hatte, die aus den andern Zeiten herausfiel, weshalb die Bürger von Holzelfingen eine halbe Stunde früher als andre Leute aus den Betten stiegen. Dies war den Herbst über wenig auffällig, bis der Winter anbrach und die Sonne nur

seltene Stunden auf Konrads Haus malte. Die Sonnenuhr geriet in Unordnung, des Vaters Wand- und Standuhren verloren die Direktion, zumal auch die Mutter mit der Vogeluhr nicht mehr zustreiche kam, und das wohlverdiente Ansehen des Kirchen-  
uhrrichters sank schmählich in den Staub und in den Schnee. Erst das Frühjahr ver-  
half ihm wieder zum alten Glanze.


 enn ich mir das alte, weiße Giebelhäuschen mit der bunten Sonnenuhr auf der Wand vorstelle, wie es schmuck auf der Anhöhe im Grünen steht, samt seinem gewichtigen Inhalt, das schmale Wiesental darunter mit dem blinkenden Bache, so tut mir's beinahe leid, daß es nicht so bleiben konnte. Ich muß berichten, daß das stille Tal von dem Tage an, da Konrad in die Schule kam, von Lärm und Kinderstimmen, von braunen Füßen und kurzen Röcken bevölkert wurde, die flinker als die silbrigen Fische im Bach herumsprangen. Ich muß auch sagen, daß das Häuslein selber noch stiller wurde, und daß der Großvater und das Urahnele nichts mehr von dem jungen Treiben merkten. Der Großvater fing an, wie im Traume von seinen zwei alten Säulen zu reden, dem Schimmel und dem Braunen, er wollte sie



wieder einspannen vor seinen Planwagen und fortkutschieren wie in jungen Tagen. Er hatte wieder den Fuhrmannskittel an und schmalzte mit der Zunge und blies auf einem Buchenblatt die alten Fuhrmannslieder. Das ging so bis Pfingsten, als schon die ersten Rosen am Fenster wieder angehen wollten. Da mußte man ihm das alte Posthorn von der Wand herunterholen, er hielt es lange in Händen. Sie mochten einander noch etwas zu sagen haben, die beiden Kameraden. Das Urahele saß still dabei, als horche es der stummen Zwiesprach zu. Einmal hob er es an den Mund und versuchte zu blasen; ein heller, langer Hornstoß klang heraus, durchs offene Fenster ins liebe Thal hinunter, darauf die müde und bereite Seele des Alten in die Weite flog, wo silbergeschirrte Schimmel stampfen und allzeit goldene Peitschen knallen; seine blinden Augen waren sehend geworden für die ewige Reise. Er hat auch das Urahele mit sich genommen; er hat es wohl in seinen Wagen sitzen lassen, den er mit Buchenlaub und Rosen befränzte,

hat sich auf den Boß gesetzt und ist mit ihr in einem guten Trab zum großen Tore eingefahren. So hat wenigstens die Mutter Konrad erzählt, als er den Großvater im Lehnstuhl sitzen sah, das Posthörnle in den reglosen Händen, das Urahnele ihm zur Seite. Zur selben Stunde sind sie hinübergegangen, die alte Frau und der alte Sohn. Man hat sie in einem Grab begraben.

Derweil das Rosenfenster im Giebelhaus solcher Art verwaist wurde, stob ein lustiges Volk von Sonnenfunken und Lichtlein durchs Thal.

Eins davon war das Liesele, ein feines, blauäugiges Kind mit einem strohblonden Zopf, dem der trozige Konrad seltsamerweise wie ein Hündlein nachlief. Halb in Scham vor den andern Buben, halb in Widerhaarigkeit gegen sie tat er dem Mädchen zu Willen, was er der Mutter nicht tat. Er begab sich seines angestammten Rechts in allen Dingen und brachte sie dem Liesle, das in kurzem reicher wurde als alle Königinnen der Erde. Es saß wohl auf der Wiese, ein

Kränzlein aus weißen Sternblumen im Haar, und ließ sich beschenken; es war nur merkwürdig, daß Konrad, wiewohl er alles, was er fand und hatte, hergab, davon nicht ärmer wurde, sondern reicher und froher, und daß sein Wagemut nicht sank, sondern wuchs. Die Worte der Mutter ließ er durch sich hindurch zum Liesle hinübergehen, also daß er dem brüthwarm alle Weisheit wiedergab, die er erfuhr, nur noch knapper und leichter, und die Mutter sah lächelnd der Freundschaft zu, da er zu ihr herüberfrohlackte: das bring' ich dem Liesle!

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob das Kind sein Königtum wert war. Konrad hatte sie lieb; so war sie es wert. Aber gut hat es ihr auf die Dauer nicht getan, daß er sie verwöhnte und verzog wie eine Prinzessin mit Kornblumen, Hasenschwänzen, Eicheln, Tannzapfen und Herzenszartheit. Ein Flämmchen war in ihr angegangen, das so stärker wurde, je wackliger ihr Lebenslichtlein brannte; sie begehrte immer mehr von Konrad, als wollte sie, so viel sie konnte,



zusammenraffen in ihrer armen Schürze, und er opferte ihr schließlich eine kleine, holzgeschnitzte Uhr vom Vater, ein Schwarzwälder Tockele, obwohl er wußte, daß der Vater es vermiffen werde. Er bezahlte die Tat mit einer derben Hosenspannet und dem satt ins Fleisch gehauenen Verbot, dem Liesle noch etwas zu schenken.

Es ist ein heikles Ding um eine Kinderseele. Wer wollte einen Stein aufheben? Wer weiß überhaupt, ob das Kind nicht ein größeres Recht auf das Uhrlein hatte als der Vater, der noch zwanzig andre Uhren besaß — kraft seiner heimlichen Sehnsucht um sein verzuckendes Lichtlein.

Die Kameradschaft blieb verschüchtert bestehen durch die Jahre, zumal das Liesle arm war und einen bösen Husten bekam; es sah alleweil blasser aus und mußte oft aus der Schule daheimbleiben. Manchmal besuchte es den Konrad noch, scheu wie ein Vöglein, dem die Flügel beschnitten sind; es war geängstet unter den vielen Uhren, die alle so sicher und hart ihre Zeit anschlugen und sie

unbekümmert um das Geschehene hinter sich rollten; einzig das Sockele schien ihr lieb. Der Vater, der wohl mehr wußte um das blasse Kind, als er sich anmerken ließ, beobachtete sein Verlangen und rupfte sich eine Feder aus; er nahm die Uhr von der Wand und gab sie Konrad in die Hand: „Da, Konrad, es soll dein sein; du kannst mit ihm anfangen, was du willst.“ Konrad hat nicht viel damit angefangen, aber das Liesle bekam glänzende Augen.

Wer will da rechten und urteilen? Ein Uhrwerk ist leß geworden und untereinander geraten. Als das Liesle das nächstemal bei Konrad war, saß es auf dem Schlittengaul und sah seinen Frachtwagen, den der Vater ihm geschreinert hatte, und der Mutter alten Silberkamm und ein dickes Zimmermannsblei und hörte die Geschichte vom Sterntaler, wie sie die Mutter erzählte. Am andern Tage trug es den Kamm im Haar, ohne daß ihn Konrad ihm geschenkt hätte. Die Mutter schickte nach dem Kind, das den Kamm unter Weinen herausgab, und redete

ihm gütig zu; aber es bekannte nicht, wie es dazu gekommen.

Noch einmal, im letzten Winter, da es zur Schule ging, kostete eine Sache das Liesele Tränen. Den Schulkindern fehlten öfters kleine Gegenstände, die sie im Gange vor der Schultube bei den Kleidern verwahrt hatten. Da wurde das Liesle ertappt, wie es ein Halstüchlein wegnahm und ein Nadelbüchschchen. Der Schullehrer war ein vernünftiger Mann; er machte kein Aufhebens von der Sache, sagte, das Liesle habe Fieber, womit er auch das Rechte getroffen haben mag, und ließ es unbehelligt nach Hause. Ein Fieber macht die Lippen trocken und verlangend, ein Fieber kann das Herz verdorren und die Augen umnebeln, daß ein Tropfen Wasser, ein Halstüchlein und ein Nadelbüchschchen eine kummervolle Wohltat sind, es zu sänftigen. Aber was wissen Kinder von Rechten des Lebens und des Todes. Das Liesele wäre von den Buben jämmerlich verprügelt worden, hätte sich nicht Konrad, der Mädlesfugeler, wie ihn die andern



schimpften, auf seine Seite gestellt und nach Herzenslust Hiebe ausgeteilt; er ließ die Spottworte zitternd auf sich herunterregnen, während er liebevoll und zart zu dem Kinde war wie eine Mutter. Das Liesle kam nimmer auf die Straße. Es lag krank zu Bette, der Doktor fuhr einmal vor, und kaum drei Wochen später war das Fieber gekühlt.

Wer will sagen, daß es gestohlen habe? Gesunde Menschen stehlen. Vielleicht war es dem Himmel, wo Silberkämme und Salztüchlein genug seiner warteten, in seiner Seele so nahe gerückt, daß die Zeitunterschiede verwischten. Es sah die Herrlichkeit schon vor sich, die ihm beschieden war, und griff zu, erstaunt, daß die Erde sich noch einmal aufstat, darein mischte und versagte. Vielleicht auch hat Konrad einmal ein Samenforn in seine Seele geworfen, von einer Blume, die röther ist denn alle irdischen Rosen, von der Liebe, der Same ist vorzeitig aufgegangen, und das Kind hat von andern groß genommen, weil ihm groß gegeben war. Kinder haben ihr eignes Recht.

Das Piesle schläft in einem kühlen Bett-  
lein, nicht weit von den beiden andern  
Schläfern, die Konrad gefannt hat, und er  
hat ihm viele Blumen außs Grab gepflanzt,  
Schlüsselblumen, Alkeley, Gelbeigel und  
Sterne auß dem Wiesental, darin sie mit-  
einander gespielt, da er ihr Hündlein war  
und sie die Königin.

Als der Bub zwölf Jahre zählte, kannte er den Wald so gut wie seine Hosentasche. Ein Verlangen war ihm in die Beine gefahren, zu wandern, an grauen Felsen herumzuklettern, auf hohe Bäume zu steigen, dem er mit einer wilden Knabenlust nachhing. Keiner von den Kameraden ging mit ihm, und der Vater, der an Fuhrmannsblut und Uhrmachertage denken mochte, ließ den Jungen gewähren, wenn er ihn nicht auf dem Felde brauchte. Oft saß er verschwiegen auf einer alten Buche unterm Greifenstein und träumte ins Tal hinunter, wohligher versonnen; die Waldbögel und Eichelhäsen schwirrten um ihn. Als er einst planlos zum Übersbergerhof hinüberlief, faßte er den Entschluß, in die Welt hineinzugehen.

Er nahm den Weg unter die Beine, naseweiß und begierig wie ein junger Hund, der



einen Knochen riecht; aber der Weg nahm bald ein Ende an einem schroffen Felsenrand. Da legte er sich auf den Boden am äußersten Vorsprung, beklommen und still, und sah das weite Land sich unter ihm aufthun wie ein Thor und Mund der Erde.

Er lag am Rande des Ursulabergs. Die Dörfer rauchten im grünen Grund, die Bergkegel sonnten sich vor ihm, weiß und braun schimmerte in der Ferne die Stadt Reutlingen herauf; er meinte, eine gelbe Postkutsche käme auf der weißen Landstraße gefahren, ihn zu holen und tausend Meilen ins Land zu tragen. Und er hörte sich selber fragen: „Großvater, was liegt denn hinter Paris?“

Hinter Paris? Was lag denn hinter Reutlingen, was lag erst hinter dem Schönbuch? Ein Silberband glitzerte wie ein Fluß, der Schwarzwald schob einen dunkeln Streifen heran. Zweiunddreißig Städte und Dörfer sah man liegen, und wenn man weiter am Mädchenfelsen hinging, so kam noch ein Duzend dazu.

Es machte ihm Spaß, sie alle zu benennen, und wo ihm der rechte Name fehlte, erfand er einen. Einen Ort taufte er Entenschnabel, einen das Goldloch, einen die Schnupftabaksdose; er war ein Hans im Glück um jedes neue Dorf, das er entdeckte, und beschloß, sich sogleich einen Plan der Erde zu machen. Er zeichnete die Wege, die er gegangen, auf einen Fetzen Papier, samt seinen Lieblingsplätzen, Ruhebächen und Standbäumen; als er im tatendurstigen Weitergehen auf einen großen Hof mit Ställen und wohlumhegter Weide traf, zog er flugs sein Papier heraus und zeichnete die Pferdlein ein. Den Platz taufte er Rosßhollen, unwissend, daß er auf der Landkarte schon einen Namen trug von einem lieben Heiligen, Sankt Johann.

Von einem Rosßknecht erhielt er ein Stück Brot, worauf er neugestärkt weiterstieg, am Sonnen- und Grünen Felsen herum, darunter das verzauberte Dörflein Glems liegt. Es fiel ihm ein, wie schön und weit doch Gottes Welt sei, daß er als ein dummer Bauernbub schon so viel Wälder, Berge und Täler

mit seinen zwei Augen in sich hineinfassen konnte. Wenn er den weiten Weg bedachte von Holzelfingen her am zackigen Rand der Alb, oft mitten durch die steinige Hochebene durch, so konnte er nicht aufhören, sich zu verwundern, wie viele schöne Bäume auf der Welt standen. Er hatte unterwegs die Steine umgedreht nach Puppen und Schmetterlingen, einen Klemmerhaufen voll gelber Eier aufgestochert und drei Blindschleichen gefangen. Was mußte erst ein Mann mit ausgewachsenen Armen und Beinen in der Welt treiben können? Schließlich brannte er vor Lust, wieder heimzukommen und der Mutter alles zu erzählen.

Aber diese Nacht kam er nicht nach Hause. Als die Sonne unten war, fand er sich trotz der Landkarte nicht mehr zurecht und schloß sich einer Schafherde an, die langsam zu einem Pferch zog. Der Schäfer, der das todmüde Büblein ausholte, stieß unwirsch die Schippe in die Erde, lupfte den Buben in seinen Karren und stieg selber nach.



**D**er alte Schäfer Christoph Haller von Würtingen stand mit den Sternen am Himmel auf du wie mit seinen Mutterschafen. Wer sechzig Jahre die Sonne hat auf- und untergehen sehen auf freiem Feld, der braucht keine andre Lampe bei Nacht als die Lichter, die am Himmel glänzen; er streckt die Hand aus, so scheint ein weißer Stern hinein.

Um Rand der Heide geht einer auf, mildfunkelnd über die Kräuter, und steigt zu Haupt bis über die alte Buche, die mitten im Felde schlummert, und sinkt verschwiegen hinunter unter den andern Rand; er hat mit einem Augenzwinkern zugleich ins Meer gesehen und in den grauen Sand von Afrika und auf die steinigten Äcker und Heiden der rauhen Alb. Weiß liegen die Schafe umeinander in warmem Atem, Mütter und

Lämmer, kaum daß ein wolliger Pelz vom andern sich abhebt. Die Milchstraße blinkt auf den alten Mann, der still am Karren steht und seinen Mantel über ein schlafendes Büblein deckt.

Er und die Sterne. Sie haben eine Verwandtschaft miteinander, wie man mit einem alten Baume väterlich verwandt ist, den man gepflanzt und gehegt hat. Der Jakobsstab und der Hundstern, der Fuhrmann, der Wagen, der Stier, sie alle reden mit dem Alten, wenn sie ihn sehen: „Pressiert's, Christoph? Fleißig, fleißig?“

„Passiert,“ sagt der Alte.

„Was hast du dir da wieder für einen Schlingel aufgelesen in der Nacht? Könnt' auch was Gescheiteres tun, als der Mutter Sorgen machen, der Strick.“

„Ja,“ sagt der Christoph, „das ist ein sauberes Bürschtle; läuft seiner Mutter davon, hinter den Wolken drein; der wird gehörig verflopf.“

„Recht, Christoph,“ loben die Sterne; „gib's dem Fruchtle; kriegt so nichts wie

Honig und Zuckerbrot zu Hause. Jetzt müssen wir aber wieder weiter."

Er und die Sterne. Es gibt Leute, die haben große Fernrohre auf hohen Bergen stehen, wie Baumstämme so lang, und schlafen wie die Bäcker bloß am Tage, bei Nacht stehen sie vor den Rohren und messen und rechnen und füllen Bücher mit Zahlen, und photographieren den Himmel und gehen mit Welten um wie die Kinder mit Bällen. Christoph Haller hütete die Sterne wie seine Herde; sie weiteten ihm das Herz, daß es mit frommen Gedanken gefüllt war und Welt und Dorf und Thal darin versanken. Dann holte er wohl einen Sack von grobem Linnen aus dem Karren, knüpfte ihn bedächtig auf und entnahm ihm eine alte Geige, die braun und sprüningig war und ihm doch unters Kinn paßte. Er spielte seinen Kindern vor, den Schafen und den Sternen. Die schwere Hand ging zart und ungelenk am Geigenhalse hin, sein Strich war breit und langmütig; aber das Lied hatte ein Herz, darin ein Dorf und Thal und eine weite Welt auf-



stand, es glänzte auch wie ein silberner Stern. Auf einer Wolke fuhr ein Mann herunter und horchte zu, dem viele Englein um die Rockschöße hingen.

„Brav, Christoph,“ rief er, „das hast du wieder gut gemacht; das hätt’ ich noch komponieren sollen; schad’t auch nichts, daß die Welt weiterrollt.“

Zu Christophs Füßen lag der Hund, im Traume knurrend und schnaufend, auf seinem Geigenbogen tanzte der Mondschein; ein fremdes Mutterbüblein schlief im Karren.

Im Morgengrauen wurde Konrad am Arm gerüttelt, und eine freundliche Stimme rief ihn an: „Gellauf, ’s taget!“ Schlaftrunken richtete er sich auf und sah aus seinem engen Raum heraus in eine riesenhafte Weite. Nichts als Gras und Kraut vor ihm, ein Streiflein Wald in der Ferne, am leise blauenden Himmel ein großer, bleicher Stern. Ihm war, als summe ihm eine ferne Musik im Ohre, als habe die Mutter im Schlafe über ihm gesungen. Staunend streckte er den Kopf zum Wagen heraus, da sah er

die Schafe im ersten Morgenhauch, grasend, rupfend, die Lämmer an der Mutter trinkend; der Schäfer stand auf seine Schippe gestemmt und schaute über die Herde.

„Auf, Büble, die Sonn' geht auf, wir müssen fort,“ rief er ihm zu; „wo gehörst du hin?“

Als er Bescheid hatte, sah er den Buben ernsthaft an: „Komm, Bürschtle.“

Er führte ihn an einen Brunnen, der in der Nähe einen mageren Strahl herunterschickte, wusch sich Gesicht, Brust und Hände, hieß auch Konrad ein Gleiches tun.

Dann nahm er ihn an der Hand.

„Weißt, wo's hingehet? Jetzt gehst dort auf das Wäldle zu, bis du an den Rand kommst; dann lauffst du immer dem Felsenrand nach. Sagst deiner Mutter einen Gruß vom Christoph, und er hätt' es dir schon besorgt.“

Damit legte er Konrad übers Knie und verdeutlichte seine Worte mit einem guten Birkenstecken, den er aufgelesen.

„So. Und jetzt: lauf zu. Komm gut heim.“

Ohne den Mund aufzutun, hatte Konrad das Birkengericht über sich ergehen lassen. Jetzt stand er vor dem alten Mann und sah zu ihm auf, halb trozig, halb zerknirscht. Da traf ihn ein Licht aus zwei blauen Augen, so freundlich und gut, daß er wieder meinte, die ferne Musik läute ihm im Ohre. Schüchtern sagte er: „Ich dank' auch,“ und setzte sich in Trab dem Walde zu.

Konrad kehrte von seiner Reise heim, hungrig und strahlend wie einer, der etwas Bedeutendes erlebt hat; die Mutter fiel ihm um den Hals: „Bub, wo bist du gesteckt? Daß ich dich wiederhab'!“ und küßte ihn, wie sie ihm nicht oft getan, und wollte ihm Schmalzküchle backen, als ob er Geburtstag hätte. Der Vater aber nahm ihn am Kragen, ohne viel auf seinen Reisebericht zu hören, und sagte grimmig: „Daß die Bäum' nicht in den Himmel wachsen! 's ist Zeit, daß du was schaffst, Kerle! Da liegt das Posthörnle vom Großvater, der fürs Brot in der Welt herumgefahren ist, net wie du ins Blaue hinein. Da hängt eine Uhr, die ich



gedrechfelt hab' und die der Windmüller mir abkauft. Und da steht eine Sense, die haben wir alle beide surren lassen unser Lebtag lang. Was willst werden?"

Vor dieser Frage schrumpften der Mutter Schmalzküchle, die in der Pfanne prazzelten, zusammen wie ein Paradies, das einer in die Erde hinunterstampft, und der Vater wuchs zum Herrgott auf, der eine Zornader auf die Stirn bekommen will. In der Not fuhr es Konrad heraus: „Schäfer. Schäfer will ich werden.“

„Was, Schäfer! Faulenzer, ich will dir für den Schäfer tun!“ rief der Vater erbozt. „Da, faß an!“ Und er gab ihm die Sense in die Hand.

a fing ein andres Leben für Konrad an.

Nach der Schule, darin er so viel Fortschritte machte, als verlangt wurden — es waren nicht gar zu viele —, half er dem Vater in Acker und Wiese, in Feld und Stall. Er mußte die Kühe tränken, die Geiß besorgen, mähen und Heu laden wie ein Alter. Dazu hatte der Vater eine Hobelbank in der Kammer stehen, darauf er Uhrgehäuse aus Zigarrenkisten und dünnen Brettern zimmerte. An Nägeln in der Wand hingen scharfgezackte, messingene Rädchen und Ketten, und Konrad mußte dem Vater Handgriffe leisten, wenn er in die Mechanik ging, wie er sagte.

Der Vater war streng; wenn er mit dem Auge zwinkte, mußten die Werkzeuge fliegen; auch liebte er die Stille im Schaffen. Bloß ein Rabe, den Konrad aus dem Nest geholt

hatte, durfte ein Wort mitschwatzen, einen Schnabelhieb oder ein sauberes Mistlein in die Unterhaltung werfen; er hieß Habakuk und trieb sich auf des Vaters Schulter oder auf Konrads Kopf herum. Bisweilen flog er auf den Apfelbaum in der Mutter Garten hinauf; dann war es Zeit, die Schere zu holen und wieder die Schwungfedern zu stutzen.

In der Schule saß Konrad in einer wohl-angesehenen Mitte. Der alte Lehrer wußte mehr von Steinen und Pflanzen als ein Professor in der Stadt und gab den Kindern unmerklich in einer guten Stunde soviel aus seinem Herzen mit, als zehn Bücher es konnten. Sein Steckpferd war die Geographie, und als ihm Konrads selbstgezeichnete Landkarte in die Hände fiel, nahm er sich des Buben an wie eines Sohnes; er hatte einen Stein im Brett bei ihm; es wurde ihm verheißen, er dürfe in der Herbstvakanz mit auf die Heide, Römerstraßen suchen; er bekomme einen eisernen Stab dazu, den er mit der Spitze auf die Steine stoßen müsse.



Römerstraßen und Keltengräber! Des alten Herrn Augen funkelten vor Freude; und er zeigte den Kindern ein Regenbogenschüsselchen, ein dünnes Silberplättchen, das eine uralte Münze sei.

In diesem handfesten Schaffen wurde Konrad braun und mager wie ein Zigeuner, und der Sommer verbrannte ihm vollends sein Traumlein vom Schäfer. Es flog nur noch so leicht am Himmel hin wie ein weißes Wölklein, das einer verblasen hat. Als er es fast schon vergessen hatte, gab ihm der Vater eines Abends ein Bündel in die Hand.

„Konrad, morgen ist Sonntag; da gehst du zum Christoph nach Würtingen und bringst ihm das Säckle, es gehört sein. Aber —“ er hieb mit der Hand durch die Luft und pffiff dazu.

In dem Säcklein war eine Uhr, die der Vater geflickt hatte. Da stand der Schäferfarren wieder vor Konrad und die Schafherde und die leise Musik.

So ging er am andern Morgen in seinem besten Anzug fort über die Alb, diesmal in

schnurgerader Richtung Würtingen zu. Leise klang die Uhr, wenn Konrad mit dem Knie daranstieß. Das machte ihm Spaß und er brachte sie bei jedem Schritt zum Klingen, so daß das Büblein mit dem verborgenen Glockenton manchen Raben und Späzen aufscheuchte. Unterwegs stieß er auf ein Mädchen, fast so groß wie er, das barfuß dahersapfte mit einem ähnlichen Bündel wie sein eignes war; es lachte ihn an, als er so dahergeklungen kam.

„Was hast du in deinem Sacktuch, du?“

„Etwas das schlägt, wenn eins naseweis ist,“ sagte er pazig; „aber bloß die Stunden,“ setzte er milder hinzu. „Und was hast du?“

„Was ins Maul, du Grober, aber nicht für dich,“ bekam er zur Antwort.

„Wohin gehst?“ forschte er weiter.

„Zum Großvater; und du?“

„Zum Schäferchristoph.“

„Sa,“ frohlockte das Mädchen, „ich auch; dann haben wir einen Weg. Laß mich dein Uhrle tragen, nimm du mein Essen.“

Der Christoph machte Augen, als er sie zu zweit daherschlendern sah. Er erkannte Konrad befriedigt und schmunzelte. Ihm waren Kinderfüße und Kinderarme in seiner Einsamkeit willkommen; daß ihm die Enkelin täglich das Essen brachte, war seine Freude für den ganzen Tag.

„So, besuchst du mich wieder?“ fragte er, indem er Konrad die Hand aufs Schöpflein legte; „ich hab’ gemeint, du trauest dich nimmer her. Recht ist’s. Wenn dich einer verhaut, so lachst und sagst dreimal ja dazu, gelt? Dann tut er’s nimmer.“

Er besah seine Uhr und war zufrieden; die Enkelin aber, das Hannele, geriet fast aus dem Häuschen über die schöne Uhr; sie sollte sie nach Hause nehmen zur Mutter.

„Wenn ich groß bin, mach ich dir eine, die noch viel schöner ist als die,“ versprach ihr Konrad; „und sie soll die halben Stunden schlagen.“

Die Kinder stiegen im Karren herum und zogen des Großvaters Habseligkeiten hervor; da fiel ihnen der Beigensack in die Hände.



Der Alte mußte spielen, Hannele wollte auf der Heide tanzen; aber sie fand keinen Tänzer, denn Konrad stand und sah dem Geiger auf die Finger, als wollte er's ihm abstehlen; Christoph spielte in zwei glänzende Augen hinein.

„Willst's lernen?“ fragte er, als er die Geige hinlegte.

„'s wird schwer sein,“ wollte Konrad sagen mit einem Seufzerlein; da fiel ihm der Rat ein, den er vorhin aus des Alten Mund vernommen, und wie er's bedachte, faßte er sich ein Herz und sagte tapfer:

„Dreimal ja, Christoph.“

„Dich verhau' ich noch einmal,“ lachte der Alte, mit einem Anflug von Glück in der Stimme. Denn er freute sich schon auf seinen Schüler.

Es wurde bestimmt, Konrad solle zu Hause bitten, daß er all' Sonntag herüberkommen dürfe zu dem Standort Christophs, der seinen Trieb nach Westen hielt; dann wollten sie sehen, wie's weiterging.

Diese Nacht konnte Konrad nicht schlafen

vor wunderlicher Freude; er hörte alle Uhren im Hause schlagen und sah aus einer Uhr lauter zartfellige Schafe herauskommen, indes der Schäfer mit Thyra davorstand und Hannele in die Hände klatschte. Dennoch war er am Morgen nicht müde, sondern frischer als je. Er sprang früh aus dem Bett heraus und griff die Arbeit so glücklich an, daß die Mutter den Vater ansah: „Hab' ich's nicht immer gesagt, es wird noch etwas aus ihm?“

In dieser Woche gab es ein Ziel, den Sonntag; alle andern Tage warf er leicht über die Schulter hinter sich, daß sogar der Schullehrer sich verwunderte: „Wo hat der Bub das her?“

Am Samstag aber fiel es Konrad schwer auf die Seele: ja — wie wollte Christoph ihn das Geigen lehren, wenn er keine Geige hatte? sie konnten doch nicht auf einer einzigen spielen. Da wurde er traurig und verzagt und wollte zu Hause bleiben.

Mit Herzklopfen ging er am Sonntag fort, sagte sich zum Trost, er wolle nur

singen oder pfeifen, was ihm der Christoph vorspiele; aber als er den roten Schäferkarren und die Hürden von weitem sah, sprang er doch und nahm das Hannele an der Hand, das ihm entgegenlief. „Der Großvater hat ein Geigle für dich, es ist ein Zwergle und heißt Bugenwacker,“ verkündete es.

„Lüg’ mich nicht an,“ bat Konrad.

„Auf Ehr und Seligkeit.“

Der Schäfer hatte ein braunes Ding in Händen, das wie eine Geige aussah.

„Glaub’s nur, Konrad; meine alte hat gestern ein junges gekriegt, ich muß nur noch die Saiten aufziehen; es gehört dein.“

Er hatte auch schon einen kleinen Sack dazu gemacht, denn Konrad sollte es mit heimnehmen dürfen.

Da ging nun ein Kräzen, Streichen und Lärmen an auf der stillen Heide, daß die Schafe unruhig wurden und Thyra Mühe hatte, sie beisammen zu halten. Der Alte und der Junge rackerten sich redlich ab, mit großem Ernst, und als der Lehrmeister die



Stunde für beendet erklärt, wischte er sich den Schweiß von der Stirn und sagte tröstlich: „'s gibt noch Dummere.“ Konrad sollte für jetzt einmal seine Weisheit heimtragen mitsamt dem Buzenwacker und sich drüber besinnen.

Sie aßen zusammen, was Hannele gebracht hatte, dann wurden die Kinder frei gegeben. Sie strolchten im Heidekraut herum, das in dicken, rötlichen Büschen zusammenstand und nach Honig duftete, und brachten schließlich dem Großvater vier Blindschleichen und eine Schlangenhaut ein. Vor Abend wurden sie ihrer Wege geschickt.

Die Mutter machte ein Sorgengesicht, als ihr Konrad den Bußenwacker zeigte.

„Es ist mir ja nicht um mich,“ sagte sie; „ich hätt’ das Geigle gern und vertrag die Musik; aber der Vater wird sagen, wozu du ein brotlos Ding lernen müßtest. Du solltest ihm lieber Holz schnitzen für die Uhren, er hat dir schon ein Messerle schenken wollen zu Weihnacht.“

„Das kann ich ja auch noch tun, Mutter,“ versicherte Konrad; „sieh, was ich dir für einen Springerlesmodel geschnitten hab’ mit meinem Taschenmesser, der Froschmeßge.“

Er brachte einen Block Lindenholz zum Vorschein, darein er ein blühendes Schaf eingesehnt hatte.

Die Mutter machte gut Wetter beim Vater, der es leiden mochte, wenn der Sohn mit ihm hästelte.

„Vaterle,“ fing sie an, „’s Konradle möcht’ dir helfen eine Krippe machen zum Christtag.“

Sie wußte, daß der Vater sich seit langem mit dem Gedanken trug, eine Krippe zu schnitzen mit großen Figuren, wie sie in der Heiligen Nacht beisammen sind, Joseph, Maria im blauen Kleid, das Kindlein, der Ochs, der Esel, Schafe, Hirten, Engel und die drei Könige mit ihrem Kamel. Aber es nahm zu viel Zeit weg, auch zweifelte er an seiner Kunst, wiewohl er schon allerhand Figuren, Vögel, Blumen an seine Uhren hingeschmitten hatte. Jetzt sah er erfreut auf, daß der Bub Lust zeigte, mitzutun. Aber er witterte doch etwas dahinter, wenn die Mutter mit Vaterle anfing und mit Konradle weitermachte, und hielt einen Angriff auf seinen Geldbeutel für bevorstehend.

„Rück nur ’raus, Bärbele, was willst von mir?“

„Und dann möcht’ der Konrad gern Musit dazu machen, und er hat da ein kleins Geigle, es macht nicht viel Lärm, der Christoph will’s ihn lehren.“



Die Unterhandlungen waren eingeleitet und wurden schließlich durch Zugeständnisse von beiden Seiten erledigt. Konrad verpflichtete sich, wenn die Erntearbeit vorüber sei, dem Vater am Abend in der Werkstatt zu helfen, wogegen seine sonntäglichen Violinstunden beim Schäferchristoph ihren Fortgang nehmen konnten. Es wurde ihm auch gleich ein Schnitzmesser ausgehändigt, das er aber nie in der Hosentasche tragen sollte.

Wie wir sehen, nahm die Mutter eine Vermittlerrolle zwischen Vater und Sohn ein; denn es scheint merkwürdig schwer, daß ein Vater und ein Sohn den Weg zueinander finden; sie scheinen zu unmittelbar verwandt miteinander zu sein, um sich zu verstehen. Der schwere Mann, der seinen Weg eingeschlagen hat, geht ihn blindlings weiter sein Leben lang; es ist aber eine Eigentümlichkeit der Söhne, daß es sie reizt, ihre Schuhe nicht in die Fußstapfen des Vaters zu setzen, sondern ihren eignen Weg zu gehen, der sich vom Vater entfernt und oft nichts andres ist als der Dornenweg des Groß-

vaters. Der schwere Mann aber steht da und sieht sich um und wartet ein wenig, ob der Sohn nicht komme; danach gerät er in Zorn und redet etwas vom Hörnerabstoßen.

Die Frau aber hat leichte Füße, und eine Mutter hat Flügel; sie läßt ihr Herz hinter dem Sohn herflattern, und da sie ihn in den Dornen sieht, während der Vater auf festem Wege geht, so steht sie zu dem, der eine Mutter nötig hat; eine Mutter ist immer so jung als der jüngste Sohn.

Darum war heute Frau Bärbele zwölf Jahre alt, wenn nicht noch jünger, so alt wie Hannele. Zum Sohne. Zum Vater behielt sie ihr richtiges Alter, das war fünfunddreißig Jahre.

So erschallte die Werkstatt hinwieder von unbeholfenen Geigenschreien, vor welchen Sabatuk in den hintersten Winkel floh, sich ausprustete und die Federlein auf dem Schopfe sträubte. Aber er war ein wackerer Rabe; er sah die Unabänderlichkeit des neugeordneten Laufs der Dinge ein und stolzierte bald wieder auf der Drehbank herum; Konrad spielte ihm die Tonleiter vor, mit der er sich

wohl oder übel befreundete; endlich wagte er es, wieder seinen Stammplatz auf Konrads Schulter einzunehmen, was das beglückte Geigerlein bewog, ihn das nächstemal mit wohlgestutzten Flügeln zum Christoph mitzunehmen.

An diesen Sonntagen ging die Mutter unruhig umher. Sie sah ihren Buben auf unsicheren Pfaden gehen und sorgte sich. Der Vater hatte sie lieb, aber er hatte Eigenheiten und einen Dickkopf, den er sich von niemand heruntermachen ließ. Er wünschte, Konrad solle Lehrer werden, und wiewohl sie selber eine Lehrertochter war, zweifelte sie, ob sie dazu raten sollte. Mit siebzig Kindern zu gleicher Zeit hatte ihr Vater sich herumgeschlagen und war auf keinen grünen Zweig gekommen; für die eignen Kinder hatte er sich die Minuten abstehlen müssen. Wo hinaus wollte es mit Konrad? Sie horchte wohl auf ihn und ging seinen Anlagen nach mit leisem Finger. Er hatte einen guten Kopf für alles, was er mochte, und war vernagelt für alles, was ihm nicht lag. Sie las in seinem Zeugnisheft und fand stets in Geographie die beste



Note. Was sollte ein Bauernbursche mit Geographie anfangen? Reisen machen, einen Acker bebauen und Vieh halten vertrug sich nicht.

Zu diesen Sorgen gesellte sich der Kummer um des Vaters Gesundheit. Nicht daß sie glaubte, wie die Leute meinten, er würde einmal des Großvaters Krankheit bekommen, die sich forterben sollte, den Star; aber er hatte sich vergangenen Sommer zuviel zugemutet mit Holzspalten, daß er in der Sonnenhitze verrichtet hatte; da war es ihm schwindlig geworden, er hatte gerade noch seitwärts in Schatten springen können und war dann umgefallen; ein Sonnenstich hatte ihn getroffen. Es war zwar wieder gut geworden bis auf ein stechendes Kopfweh, das ihn noch heimsuchte; aber wer diesen Sommer wieder an derselben Stelle Holz spaltete in der Sonne, das war Jakob, und sie durfte nichts sagen, sonst hieß es zornig: sie wolle ihm seine einzige Freude stehlen.

„Ich kann ihn nicht anders machen, als er ist, er ist zu alt dazu,“ sagte sie, „so hab’ ich ihn angetreten.“

**I**n einem klaren Herbstmorgen verließ der Lehrer Armbruster das Dorf, gefolgt von Konrad, der einen festen Eisenstock trug; er nahm seine Aufgabe wichtig und grüßte die Schulkameraden von oben herab, so daß sich alsbald im Dorfe die Kunde verbreitete, der Konrad Vogelwacht sei Sterngucker geworden und trage einen Ramm wie ein Kuter. Inzwischen stapfte der hinter dem Lehrer drein über die Felder, indem er seinen Stab vor sich hinsetzte und ausschritt wie ein Riese.

Der Schulmeister erzählte ihm, wozu sie eigentlich ausgezogen. Vor so viel Jahren, daß man es gar nicht mehr recht wissen könne, seien hier, wo Konrad jetzt gehe, die Römer gezogen mit ihren Heeren, mit Rossen und Wagen, und oft, wo jetzt ein altes Poststräßle oder eine bucklige Steige führe, liege

darunter, oft nur einen halben Meter tief, eine festgestampfte Landstraße, mit großen Quadersteinen eingefast, viel besser als unsre heutigen Straßen. Das Buckeltäle herauf führe eine, weit über die Alb hin, die Kreuz und Quer, und der wollten sie jetzt nachgraben. Wenn man mit dem Eisen auf Quader treffe, so sei's gut; und Konrad solle eine Karte davon anlegen wie seinerzeit bei seiner ersten Reise.

Er habe aber noch mehr im Sinn. Lange vor den Römern, vor so viel Jahren, daß auch die Römer es fast nicht mehr wußten, haben hier im Lande die Kelten gewohnt, große, dunkle Menschen, bloß mit Fellen bekleidet, und hätten das Feld bebaut und im Wald gejagt. Von ihnen seien keine Straßen mehr übriggeblieben, auf denen sie zu Lebzeiten geschritten, bloß noch ihre Grabhügel, in denen ihre Gerippe lägen. Er selber habe schon Knochen von ihnen gefunden und Tonscherben, Spangen aus Horn, Nadeln aus Bronze, auch Werkzeuge, Messer und Beil. Ob Konrad sich das Regenbogenschüsselchen



noch denken könne? Das hätten die Kelten in Händen gehabt. Sie wollten suchen, ob sie nicht noch mehr fänden.

Dabei leuchteten die blauen Augen des Schulmeisters so hell, daß Konrad meinte, die Sonne scheine ihm ins Gesicht; er mußte an den Schäferchristoph denken.

„Die Kelten gibt's nicht mehr bei uns,“ schloß der Lehrer; „bloß im letzten Zipfel von Frankreich und in Irland droben lebt noch ein Restlein, das dort hinauf gedrückt worden ist; und denen gehören eigentlich die Tonscherben und Spangen und Werkzeuge bei uns als Erbstück.“

Konrad staunte über den Lehrer, der Gelehrsamkeit aus den Ärmeln schüttelte, Jahrtausende alten Spuren nachlief und mitten unter seinen Altbauern, die den Acker pflügten, an das dachte, was unter dem Acker lag, an die alten Kerle, die ihm scheinbar noch mehr Freude machten wie seine jungen Holzfänger. Aber er verstand, daß es nicht so war, wie die Bauern spotteten, vom Lehrer, daß er den Gräbervogel habe, vom Vater,

daß er den Uhrenvogel im Hirn trage, sondern daß irgendein Zusammenhang mit etwas weit Dahintensliegendem in beiden lebe, daß sich vor den andern verstecke und das sie glücklich mache.

Der Vater hatte sich in der letzten Zeit eine Sanduhr gemacht. Er hatte selber viele Glasgefäße über dem Feuer angeschmolzen, bis es ihm gelungen war, eins herzustellen, das einen dünnen Hals in der Mitte trug. Er hatte es mit feinem Sand gefüllt und alles so ausprobiert, daß der Sand einen ganzen Tag brauchte, um vom oberen Behälter durch den Hals in den unteren zu rieseln. Jetzt saß er oft davor und sah den Sand rinnen und war traurig und glücklich zugleich.

„Salt's auf, Konrad, wenn du kannst. Jed's Sandkörnle ist ein Menschenleben.“

Da hatte Konrad auf einmal sein Herz schlagen gehört vor dem Vater, und er wußte, er hatte ihn lieb. Er sah den Vater an, als sähe er ihn zum erstenmal. Am Abend, als die Mutter noch einmal an sein Bett

trat, fragte er sie: „Mutterle, was hat heut da drinnen bei mir so gebockelt, wie der Vater das mit der Sanduhr gesagt hat? Ist das das Herz?“

„Hat's gebockelt?“ sagte die Mutter; „es wird geläutet haben in dir, weil der Vater mit dem Herrgott gesprochen hat.“

„'s kann sein,“ sagte Konrad und lag mit geschlossenen Augen da.

Das fiel ihm ein, wie er nun hinter dem Lehrer hertrottete, denn es war ihm feierlich zumute. Er machte drei große Schritte, bis er bei dem alten Manne stand und legte seine junge Hand in die des Alten. Da war eine Freundschaft geschlossen.

Der Schullehrer taute auf. Er redete zu diesem Büblein Dinge, die er kaum zu sich geredet hatte; alle Wunder Gottes lagen offen vor ihm. Vom schwäbischen Jurakall sprach er, aber es lautete ehrfürchtig, als spräche er vom lieben Gott. Er sagte, daß er, wenn er vor tausendtausend Jahren gelebt hätte, anders ausgesehen hätte als jetzt. Vielleicht habe etwas von ihm gelebt in



einer kleinen Muschel, in einem Vogel, ein guter Gedanke, ein Freund, so wie er jetzt seine Hand um Konrads Hand hätte, und es wäre dann zu Stein geworden, ein Schnecklein in der grauen oder weißen Schicht des Felsens. Dann würden wohl einmal zwei Wanderer über die Alb hingehen, so wie sie heute, und würden das Schnecklein finden und aufheben und mit heimnehmen in ihre Stube. Er habe viele merkwürdige Steine zu Hause, die wohl so etwas Ähnliches sein könnten wie Konrads Herz oder Gedanken vor tausendtausend Jahren. Wenn es bei uns Bergwerke gäbe, er hätte wollen Bergmann werden; nicht um Kohlen zu graben oder Silber und Salz, wiewohl das wunderbar genug sei, sondern um in versteinerten Pflanzen, Blättern und Fischen zu lesen, wie Gott es damals gemeint habe mit der Welt und wie zart und kunstvoll er schon damals geschaffen habe. In allen diesen Steinen sehe er Gottes Handschrift, sie seien wie Bücher vor ihm, und er lese daraus, daß es keinen Anfang gebe; immer liege

vor einem Wunder noch ein viel größeres Wunder. Sogar von den Sternen falle manchmal ein Stein herunter, vielleicht ein versteinertes Licht, das ihm sage, daß es da oben, wo es so funkle, noch tausendmal mehr Wunder gebe und Gottesschaffen, als auf unsrer dunkeln und unleuchtenden Erde. „Warum,“ sagte er, „soll grad unsre Erdkugel von allen den unzähligen Sternen auserlesen sein, Pflanzen und Bäume und Acker und Felder zu tragen, Fische und Vögel? Gott hat noch viele andre Erden, glühende und unglühende, auf denen er waltet wie bei uns.

In Konrads Brust läutete es. Noch nie war er in der Kirche so still und gläubig gewesen wie auf dieser Straße. Der alte Mann mit dem weißen Bart ging neben ihm wie ein Jüngling.

„Wir müssen alles, was schön und schwer ist, in unser Herz hineintun, die Sterne, die Pflanzen, die Wolken, die Steine, damit es groß und weit werde von ihnen. Dann können wir's wieder einmal anderen geben,

wenn sie es brauchen. Daß heißt sie liebhaben. Da, nimm das Steinle auf dem Weg und tu's in dein Herz, es ist ein Muschelthier gewesen."

Ronrad fiel Hannele ein, und daß er ihr alles sagen werde, und daß er sie in sein Herz hineintun wolle, und die Mutter, und den Schäfer, und die Schafherde. „Ich weiß noch was," sagte er, „das Geigle."

„Tu's nur hinein, 's hat alles Platz."

Sie waren indessen immer in einer Richtung gegangen; jetzt holte der Lehrer ein Notizbuch heraus, verglich die Gegend mit seinen Aufzeichnungen und sagte: „Da bin ich das letztemal stehen geblieben. Gib deinen Stecken her."

Er stieß öfters in den harten Boden und probierte, ob er nach Klang und Widerstand auf Steine stoße; endlich schien er das Richtige zu haben. „Es stimmt, Ronrad; da geht's weiter. Wir wollen langsam vorwärtssuchen; 's kann sein, daß am Berg dort drüben ein Kreuzweg kommt."

Ronrad zeichnete den Weg, den sie machten,



aufs Papier, stolz, daß er ein Römersträßle begehe. Eine Entdeckerfreude, wie er sie von je als heimliche Seligkeit gekannt hatte, nahm Besitz von ihm und ließ ihn jauchzen. Nachdem sie einige Stunden gegangen waren, während einer den andern mit seiner Freude ansteckte, erblickte Konrad einen silbergrauen Turm in der Ferne, der lange Arme und Hände auszustrecken schien. Mitten im weiten Felde stand eine Windmühle und drehte langsam die Flügel, als wolle sie einen unsichtbaren Schatz aus der Luft herunterholen.

„Jetzt wollen wir's gut sein lassen,“ sagte der Lehrer. „Wir haben beim Windmüller zu tun.“

Hinter der Mühle stand ein kleines, baufälliges Häuschen, aus dessen offenem Stall ein grauer Esel den Kopf herausstreckte.

Konrad hatte Mund und Augen offen. Die Mühle war die einzige weit und breit, weder Mühle noch Esel hatte Konrad je gesehen.

„Was schaufelt sie immerfort mit ihren Schaufeln?“ fragte er.

„Gelt, das ist g'spässig, Büble,“ erklärte der Müller. „Wenn der Luft bläst, so fängt er sich in den Flügeln und treibt sie herum. Es ist, wie wenn der Herrgott das Rad drehen würd' und Müller wär'; ich brauch' bloß das Korn in die Mahlsteine zu schütten und das Mehl wegzuholen. Er ist mein bester Knecht, er und der Grau dort.“ Er zeigte in den Stall. „Hörst das Glöckle? Jetzt ist wieder ein Mahlgang fertig.“

Da wunderte sich Konrad, daß der liebe Gott, der die Auswahl hatte unter den Erdkugeln, wo er schalten wollte, bei einem armen Müller das Rad drehen und sein Knecht sein sollte.

„Marr,“ sagte der Lehrer, „ich brauche zwei Mann mit Hauen und Schaufeln, könnt Ihr sie stellen? Ich habe da einen Schein, daß ich Grabhügel aufmachen darf.“

„Der Georg kommt vom Felde heim, der kann mit, und der Andres auch; gehet inzwischen herein.“

Nun saß der Lehrer mit Konrad am Tisch, und jeder hatte ein großes Glas Milch

und einen Teller voll Racheleier vor sich; auch ein Brotlaib stand da. Sie hieben wacker ein, und Konrad kam es vor, als habe er noch nie so gut gespeist; er aß wie ein junger Drescher.

„Wohin geht's diesmal?“ fragte der Müller.

„Ins Bochezenholz, das hab' ich mir immer angespritzt.“

„Glaub' nicht, daß Sie dort was finden. Es sind schon ander Leut dagewesen, von Stuttgart und noch weiter her, und sind mit langen Gesichtern abgezogen. 's gibt komische Käuze. Se nun, sie haben Geld liegen lassen bei uns. Der Andres hat ihnen einen Ochsenknochen verkauft und ein paar Ziegelsteine; sie haben's ihm fast mit Gewalt abgenommen; auch einen Feuerstein hat er noch gehabt, er raucht ja Dubak; er hab' sie in einem Grab gefunden, hat er gesagt.“

Der Lehrer lachte, schämte sich aber um sein Lachen.

„Marx, Marx,“ drohte er, „wer hat ihn angestiftet dazu? Wer hat die größten Poffen im Kopf auf der Erpfinger Alb?“



„Ich nicht, Herr Lehrer, ich nicht; ich bin ein Pechvogel; ich hab' ihnen einen alten Krug angeboten, den ich letztes Jahr ausgegraben habe, so echt wie meine Haut; aber sie haben mich ausgelacht. Die Töpferei kannten sie, aus der der Hafen stamme; es sei bloß einer von den mißrathenen. Wollen Sie ihn sehen?“

Er brachte einen kleinen blauen Tonkrug von einer niedrigen, bauchigen Form, einen Stumpfen von einem Krug. Des Lehrers Augen glänzten. „Der ist echt,“ sagte er. „Marx, das ist heiliger Boden, auf dem Ihr wohnt. Komm, Konrad, wir wollen ans Werk.“

Mitten in dem Waldteil, der Bochezenholz heißt, stießen sie auf eine Reihe von Erdwällen, die unter den Buchen wie große Maulwurfshügel aufstiegen. Der Lehrer besah sie lange und hieß dann die beiden Begleiter einen aufhauen; er fand sich leer, so leer wie der nächste, und der übernächste war vor nicht zu langer Zeit geöffnet. Konrad wollte es scheinen, als ob der Georg und

der Andres sich über sie lustig machten. Das verdroß ihn, zumal der Lehrer anfang betrübt zu werden. Er hätte ihm so gerne geholfen, und als auch der vierte Hügel sich als leer erwies, sagte er trotzig: „Ich such’ mir jetzt meinen eignen Haufen“, und ging abseits. Fast kamen ihm die Tränen vor Zorn über die Müllerknechte; er stieß seinen Eisenstecken in einen entfernt liegenden Hügel und brach mit aller Mühe die Erde auf; große Schollen stemmte er heraus, auf einmal schrie er vor Freuden auf: da lag ein blanker, weißer Knochen zutage unter der braunen Walderde.

„Ich hab’ einen, ich hab’ einen,“ rief er zu den andern hinüber, und der Lehrer kam herbeigesprungen. Es hätte wenig gefehlt, so hätte der alte Mann den Buben umarmt; es war, als hätte ihm Konrad die Mühle samt Esel und Wald geschenkt; er zog einen Apfel aus der Tasche: „Da, is, Konrad, du darfst dir jeden Tag einen holen bei mir; es sind Schafnasen.“

Die weiteren Nachgrabungen legten ein vollständiges Gerippe mit Schmuck und Waffen

bloß, das der Lehrer einstweilen in die Mühle schaffen ließ. Der alte Kette steht jetzt in einem Staatsmuseum, und darunter ist auf einer Inschrift zu lesen: „gefunden bei Erpfingen auf der Rauhen Alb von Schullehrer Armbruster und Konrad Vogelmist; geschenkt von den Findern.“

„Jetzt sollst du zum Lohne noch etwas Schönes sehen,“ sagte Herr Armbruster zu Konrad; „wir sind nahe dabei; aber wir brauchen eine Fackel.“

Er schickte Andres ins Dorf um dürres Kienholz, dann stiegen sie etwas bergab. Vor einem großen, schwarzen Loch, das plötzlich am Hange sich aufthat, machten sie halt und erwarteten den Knecht. Konrad erfuhr, daß es hier in die Erpfinger Höhle gehe. Das weitere werde er nachher hören.

Sie zündeten die Kienfackel an, und der Lehrer ging schweigend voraus. Nach wenigen Augenblicken standen sie in einem weiten, dämmrigen Saal aus gelblichdunklem Gestein, nicht abzusehen, wohin und wie groß. Von der Höhe und von den Wänden tropfte es



herunter, klang wie Glocken und verschwand im Dunkeln. Dünne, gerundete Säulen stiegen zur Decke hinauf, ein steinerner Wasserfall schloß am Boden, und eine Kuppel wölbte sich, wie von einem Steinmeß gehauen. „Du's in dein Herz hinein,“ sagte der Lehrer, und Konrad nickte. Ihre Schritte hallten wie in einer Kirche, da sie langsam dahingingen durch die unterirdischen Kammern.

Als sie wieder ans Tageslicht traten, zog die Sonne mit ihrem letzten Scheine über die Wälder und nahm ein Wort von Konrads Lippen mit, daß er unbewußt vor sich hinsagte: Hannele.

Im Dorfe fanden sie eine Kutsche, ein Bernerwägele, das einem Metzger gehörte und ihn von der Alb herunterführen sollte in die Stadt. Zwei Kälber lagen darauf. Auf dem Bock gab es Platz für den Lehrer, Konrad stand hinten auf, und der herbstliche Vollmond beleuchtete eine Fuhre, die von einem braven Rößlein gezogen durch die Felder rollte, die Eulen aufscheuchte und erst vor Konrads Haus in Holzelfingen stillestand.

iese Nacht schlief Konrad unruhig. Er sah die Windmühle ihre Flügel drehen; an einem hing Andres, der Knecht, klammerte sich mit Händen und Füßen daran und schrie verzweifelt: „Mein’ Pfeif’, mein’ schöne Dubatspfeif’!“ Da trat der alte Lehrer aus der Höhle heraus und mahnte, auf den Andres deutend: „Tu’s in dein Herz hinein.“ Der Vater aber stand unter der Scheuer und sagte trocken: „Konrad, mach den Hosenladen zu.“ Danach träumte ihm, er wolle frühmorgens nach dem Hühnerstall sehen. Da lag überd’ auf dem Zaun an einer Bohnenstange ein großer Fuchs aufgehängt, steif und alle vier Flüße um die Stange gekrümmt. Konrad wollte ins Haus, den Vater holen, aber nach fünf Schritten merkte er, daß der Fuchs blinzelte und sich verschmigt umsah wie einer, der sich schlafend gestellt hat. Als Konrad

zu ihm hinlief, war er wieder tot und steif. Da rief Konrad nach des Vaters Gewehr, um den Halunken zu erschießen, wachte aber an seinem eignen Stöhnen auf, daß nicht aus der Brust heraus wollte. Die Mutter stand neben ihm: „Was hast du, Konrad? Hast mir gerufen.“ — „Wo ist der Fuchs?“ fragte er. — „Hast ein böß Träumle gehabt, Konrad; es ist kein Fuchs da; schlaf nur wieder;“ und sie strich ihm über die Stirn und übers Haar, daß er wieder einschlief. Da träumte ihm noch einmal, er sei ein Scherenschleifer und müsse das Rädle treten mit dem Fuß und der Mutter alle Scheren und Messer schleifen im ganzen Haus; immer brachte sie neue heran, und als sie keine mehr hatte, den Stift von der Sonnenuhr und den Schnabel von Habakuk; auch das Hannele trug ein Messer herbei und der Schäfer seine Schippe. Als er erwachte, war er sehr müde, und der Fuß tat ihm weh; er schaute nach und fand ihn an der Seite wund und gerötet. Er rief der Mutter: „Mutter, ich kann nicht aufstehen, ich bin heut nacht ein Scheren-



schleifer gewesen, jetzt hab' ich einen bösen Fuß davon." Aber die Mutter lachte ihn aus: er werde sich gestern aufgelaufen haben bei dem vielen Waldgehen. Da war er fast gekränkt, daß sie ihm nicht glauben wolle: „Ich hab' dir doch alle deine Scherle gewest, guck nur nach.“

Diese Schätze, Erlebnisse und Träume trug er Sonntags, den Geigensack auf dem Rücken, zum Schäferchristoph, der öfter den Kopf schüttelte. „Büble, du kohlst. Das glaubt dir der stärkste Mann nicht.“ Wenn es aber ans Stimmen ging, kam das Kopfnicken an die Reihe. „Ein gutes Gehör hast du, das muß man dir lassen. Wenn du im Geigen so fleißig wärst wie im Scherenschleifen, du könntst's noch zu etwas bringen.“

Sie müssen aber doch Freude aneinander gehabt haben, der alte und der junge Geiger, sonst hätte der Schäfer nicht die Tage in der Woche gezählt, bis wieder Sonntag wurde, und Konrad hätte dem Vater nicht so oft zur Antwort gegeben: „Gleich, ich muß nur noch ein bißle üben.“

Einmal brachte er dem Hannele einen schneeweißen Hasenschwanz mit, als Tintenwischer, sagte er, und fuhr ihr dabei ins Gesicht. Da wollte sie ihn packen, er aber ging durch über Stock und Stein, gefolgt von dem zornwütigen Mädchen, das seine flinken Beinlein hoch hinauffschlug. Aber er war geschwinder und ließ sich nicht fangen.

„Ich könnt’ dich leicht kriegen, du Hasenfuß,“ rief sie ihm zornig nach, „wenn ich nur wollt’!“

„Woll doch!“ reizte er sie.

Aber während er sich in Sicherheit wiegte, gab sie sich einen Anstuck und erwischte ihn und zaufte ihn und verhieb ihm trotz mannhafter Gegenwehr das Leder so jämmerlich, daß er sich zu einem achtungsvollen Friedensschluß entschloß. Aber sie funkelte ihn an: „Erst pug’ ich dir die Nas’ mit deinem Hasenschwanz, du Laufer.“ Der Schäfer lachte ihn aus, als er ihn mit einem Kräzer im Gesicht herankommen sah, während Hannele sich verstohlen den Buckel rieb. „Nimm dich in acht vor der Wildkatz. Die versteht

keinen Spaß, wenn es ihr nicht im Strumpf ist.“ —

In Zukunft brachte Konrad jeden Sonntag drei Lehrersäpfel mit, die er für das Kleeblatt aufhob. Er legte sich eine Mauflete an, das ist ein Versteck, worin er alles, was ihn kostbar dünkte, sammelte, und das er Sonntags leerte. Da lagen schön in Heu gebettet Äpfel und Helgeln, Schnüre, Knöpfe und Vogelfedern. Auch verfertigte er Spielzeug für Hannele; er klopfte einen Bleiknopf glatt zu einer dünnen Scheibe, schnitt am Rande Zacken aus und hieb mit einem Nagel zwei Löcher durch; zog er dann eine Schnur hindurch, so konnte er das Schnurrädelein surren und sägen lassen. Oder er bohrte eine Haselnuß aus, oben, unten und seitlich ein Löchlein, steckte ein Stecklein durch und ließ daran einen Faden durchs Seitenloch laufen; wenn er dann eine Kartoffel ans untere Ende des Steckleins steckte und an dem aufgezwirbelten Faden zog, so surrte das Holz in der Nuß und die Kartoffel fuhr Karussell. Am ergößlichsten aber war der



Springer. Er verschaffte sich jenes Gansknöchlein, das winkelig gebogen und bei der lebendigen Gans irgendwo am Brustkasten angebracht ist, klebte an die Spitze Wachs, spannte zwischen die Enden einen gedoppelten Faden, steckte ein Zündholz in die Fadennitte und drückte es an die Wachs Spitze. Wie ein Frosch saß dann der Springer auf der Lauer, um plötzlich aufzuschnellen und einen großen Sprung in die Welt zu machen.

So verging ihre Zeit unter Spielen, Zanken, Prügeln, zumeist aber unter Lachen, und aus allen diesen Dingen wurde eine feste Rame-  
radschaft.

Allmählich kam der frühe Albwinter heran und machte die Abende lang. Der Vater hatte an der Krippe begonnen und schnitzte schon am Joseph herum; auch Farbentöpfe standen da, um die Figuren anzumalen.

Ronrad wählte sich aus, die Schafe zu schnitzen, was ihm über Erwarten gelang. Als der Vater sich an die Maria machte, erbat sich Ronrad die Engel; denn es war ihm eingefallen, sie sollten das Gesicht von

Sannele tragen. Er besann sich nach Kräften auf sie, aber ihr Bild war wie ausgelöscht vor ihm, sobald er es festhalten wollte, und so geschah es, daß seine Engel und seine Schafe sich zum Verwechseln ähnlich sahen, worüber er viel Spott vom Vater erdulden mußte. Das machte ihn verdrüssig. Er hatte sieben Schafe und drei Engel geschnitzt und bloß Andank geerntet.

Da nahm er ein Blöcklein und stellte des Vaters fertigen Joseph vor sich auf. Mit flachen Kerben suchte er ihn dem Holze abzugewinnen, so wie er früher der Mutter Springerlesmodel geschnitten hatte. Mit groben, einfachen Strichen fing er an, schabte und setzte Punkte und Sterne hinein. Da stand der heilige Joseph im Holz, noch unbeholfen, aber kenntlich nach des Vaters Vorbild. Jetzt sollte der Vater spotten. Er machte ein Geheimniß daraus, nahm weitere Blöcke von Handgröße und setzte die Figuren in flacher Vertiefung hinein, Maria mit dem Kind, die Hirten, die Weisen, Ochs und Esel.

Als die Mutter ans Backen ging, sagte er leichtthin: „Mutter, ich hab’ dir auch neue Springerlesmodel gemacht,“ legte acht Blöcke auf den Tisch und ging zur Türe hinaus. Sie verwunderte sich und rief dem Vater, und sie ergözten sich an ihres Buben heiliger Familie, tauschten auch bedeutsame Worte miteinander.

Die Mutter sagte beim Mittagessen: „Konrad, ich dank’ dir auch für deine Schnitzereien, und du sollst auf morgen das Hannele holen zum Springerlesbacken. Du kannst in Würtingen über Nacht bleiben.“

Hannele war eine Vaterwaise. Die Mutter lebte in Großvaters Haus und brachte sich kärglich mit Tagelöhnern durch. Sie empfing den fremden Buben, der ihnen am Abend ins Haus fiel, mißtrauisch, aber das Hannele slog auf ihn zu und frohlockte. Da bettelten sie an der Mutter herum, bis sie ein freundliches Gesicht dazu machte. Es fiel leichter Schnee, und die Kinder wollten morgen in der Rutsche nach Holzelfingen fahren. „In Gottes Namen, so fahret; ich muß dem Groß-



vater das Essen halt selber bringen; er wird im Schafhaus bleiben, wenn's so fortmacht."

Da wurde Konrad gesprächig, erzählte von den Schafsgesichtern seiner Engel und schwätzte in ein Loch hinein, wie es seine Art nicht war, und das Hannele schlüpfte unter den Tisch vor Ausgelassenheit. Da fuhr die Mutter dazwischen und steckte sie ins Bett. Konrad bekam ein Strohkissen auf den Stubenhoden und schlief wie ein Sack.

Am Morgen ging es in ein wirbelndes Schneetreiben hinein; eins zog das andre auf dem Schlitten; wo es abwärts ging, setzten sich beide auf und ließen laufen. Es gab Pausen, in denen sie sich mit Schnee bewarfen, bis Konrad ein wohlgezielter Ball mitten auf die Nase klatschte. Da legte er Hannele in den Schnee und salbte sie kunstgerecht ein, daß ihr Hören und Sehen verging. Zur Versöhnung legten sie sich nebeneinander in ein Schneefeld, standen vorsichtig auf und betrachteten ihre Abdrücke. „Wie meine Springerlesmodel," sagte Konrad.

„Das gäb' ein sauberes Springerle, der

Konrad von hinten," spottete Hannele. Da legten sie sich noch einmal hin, aufs Gesicht, wie es Konrad verlangte. Aber Hannele stand früher auf, während Konrad noch die Nase in den Schnee bohrte, und bearbeitete meuchlings seine Schattenseite. So dauerte es geraume Zeit, bis sie unter Hallo in Holzfelingen anfuhr; grad vor die dampfende Suppenschüssel, aus der die Mutter die Teller füllte.

„Hab' mir's gedacht, daß ihr jetzt anrücken werdet. Der Konrad verfäuml das Essen nicht gern.“

In der Backmulde stand der Teig.

„Ich muß ihn noch durchschaffen; das Armschmalz ist mir ausgegangen," sagte die Mutter.

Nach dem Essen wurde Konrads heilige Familie mit Mehl bestäubt, und der gewalzte Teig auf die Formen gedrückt. Es zeigte sich, daß alles wohlgeraten war, bis auf Maria, die keine Füße hatte, und den Engel, der „Ehre sei Gott in der Höhe" sang und einen dicken Bauch bekommen hatte. Die

Mutter fand, es sei Zeit, auf die Straße zu gehen, Konrad sei von der Stubenluft ganz blaß. „Ach, Mutter, es ist mir ein bißle Teig in den Magen gekommen,“ gestand er. „Ein bißle viel, scheint mir,“ sagte die Mutter und jagte die Kinder hinaus.

Es war ausgemacht, daß Hannele die Nacht in Holzelsingen bleiben und am Morgen heimgehen sollte. So beschloßen sie, mit den Dorfkindern im Täle einen Schneemann zu bauen, der den heiligen Joseph vorstellen sollte; es wurde aber kein Joseph, sondern ein Mann mit langem Mantel und breitem Hut, einen Stecken in der Hand, der dem Christoph so glich, daß Hannele behauptete, wenn man Schafe in die Nähe brächte, so würden sie ihm nachlaufen. Steif gefroren, aber mit glühenden Backen traten sie am Abend in die Stube.

„Mutter, erzähl uns ein Geschichtle heut abend,“ bat Konrad; „’s Hannele möcht’ gerne eins hören.“

Nach dem Abendessen schob der Vater ein starkes Buchenscheit in den Ofen, die



Mutter saß im Lehnstuhl, in dem das Ur-  
ahnele gegessen hatte, schraubte die Lampe  
nieder und begann:

„Habt ihr's schon am Ursulaberg läuten  
gehört wie von einer großen Ruhglocke?  
Das sind die Nachtfräulein, die im Berg  
bei der Urschel sitzen und heraus wollen. Dann  
müßt ihr Sonnensteine und Schneckenhörner  
die Wand herunterrollen lassen oder drei  
Hornknöpfe auf den Remselesstein legen.  
Das haben sie gern und sagen's der Urschel.  
Sie haben weiße Kleider an und weiße  
Schuhe, und die Urschel hat rote Strümpfe  
dazu. Wo ein Bauer in Not ist, da kommen  
sie und helfen. Die Urschel kommt in den  
Stall, wenn eine Kuh kalbt, und rührt ihre  
Hörner an; dann ist das Kälblein da. Sie  
sperrt die Räder, wenn der Wagen die Steig  
hinunterfährt und keinen Radschuh hat, und  
die Bergfräulein haben schon manchem über  
Nacht das Korn gedroschen mit silbernen  
Dreschflegeln; er hat nur ein Klingen gehört  
im Traume.

„Sie sind auch schon in den Rarz gekommen

nach Pfullingen zum Weber auf Wiel und haben von silbernen Runkeln gesponnen. Die Urschel ist immer traurig gewesen und so wunderschön, daß die Weiber sie alle von Herzen mögen haben.

„Da ist ein Bursch gewesen, der lange Thomas, ein stiller, braver Mensch, dem hat es ihre Traurigkeit angetan, daß er noch stiller wurde und kein Auge hat von ihr lassen können. Eines Nachts ist er ihnen nachgegangen durch den Tau bis zum Ursulaberg, und wie sie am Tore waren, hat die Urschel dreimal mit ihrer silbernen Runkel geklopft und ist hineingegangen. Sie hat aber einen Faden vergessen, der ihr von der Runkel nachgeschleift ist im Gras. Der Thomas hat sich gebückt und hat den nassen Faden um den Finger gewickelt, weil er etwas heimbringen wollte von der Urschel, seinem Schatz, wie er sie im stillen genannt hat. Weil aber der Faden zwischen Thür und Angel festgeklemmt war, so hat sich das Tor nicht schließen können und ist offen geblieben. Da faßt sich der Thomas ein Herz

und geht hinterdrein in den Berg und steht in einem leuchtenden Saal, in dem die Nachtfraulein auf und ab gehen und die Urschel wie eine Königin auf einem goldenen Stuhle sitzt. Wie der arme Bursche vor ihr steht, den Hut in der Hand, lächelt sie einmal und wird gleich wieder traurig und sagt: „Thomas, ich kenn’ dich gut, du hast mich lieb; aber dein Schatz kann ich nicht sein. Es muß einer kommen, der drei schwere Dinge um mich tut in treuem Herzen; dem kann ich gehören und seine Frau sein; es hat’s noch keiner können.“

„Frau Urschel,“ sagt Thomas, „ich bin ein armer Weberknecht von Pfullingen und verdien’ drei Bazen den Tag; aber ich hab’ zwei starke Hände und guten Mut, und wenn Ihr wolltet meine Frau sein, so könnt’ ich viel tausend schwere Dinge um Euch tun.“

„Ich brauch’ nur drei Dinge, aber schwer sind sie für einen Menschen; es gehört Mut dazu.“

„Den hab’ ich, Frau Urschel, versucht’s mit mir; sagt mir Eure drei Dinge, ich will sie tun.“



„Da lächelte die Urschel zum zweitenmal und wurde wieder traurig, aber nicht mehr so traurig wie vorher.

„Das eine Ding ist: Du darfst nicht erschrecken, Thomas, wenn du über dich siehst.'

„Thomas folgte ihrem Blick und sah über seinem Haupte einen Mühlstein an einem Zwirnfaden hängen. Da sagte er: ‚Frau Urschel, Ihr habt gute Fäden gesponnen; vorhin hat Euer Faden das Thor nicht zuschlagen lassen, so wird er auch den Mühlstein noch halten.'

„Das zweite Ding ist: Du mußt dort in diese Kammer gehen und mir die Schatzkiste herausholen.'

„Thomas erblickte an der Wand eine Thür, die vor ihm aufging, wie vom Wind aufgeblasen; er kam in eine Kammer von dunkelgrünen Edelsteinen; auf dem Boden stand eine eiserne Kiste, von der herunter ein feuriger Hund ihn anfuhr mit glühendem Atem. Thomas hatte nichts in der Hand als noch den taunassen Faden, der ihn in den Berg gebracht hatte; er dachte ihn dem

Hund um den Hals zu werfen; aber da der Faden das Fell berührte, erlosch das Feuer zischend, und der Hund floh mit Winseln von der Schatzkiste herunter. Da nahm Thomas sie auf die Schulter und trug sie herein vor Frau Urschel. Ueber deren Gesicht war eine Röthe gekommen und ein sanfter Glanz in ihre Augen.

„Das letzte Ding ist: Du mußt rechts in jene Kammer treten und das, was dir entgegentritt, herzlich an den Mund küssen.“

Nun war Thomas froher Dinge, denn er glaubte nicht anders, als daß ihm in der Kammer etwa eine häßliche alte Frau entgegentreten würde; er wollte einfach die Augen schließen. Wie er aber die Thür öffnete — sie ging so schwer, daß er sich mit dem ganzen Leibe dagegenstemmen mußte —, da fuhr ihm zischend eine Schlange entgegen, den Rachen offen und die lange Zunge gespalten. Da sank Thomas das Herz in die Hosen, denn Schlangen hatte er sein Lebtag nie ausstehen mögen. Er wich zurück zur Thür. Am andern Morgen fand ihn

ein Bauersmann bewußtlos vor dem Berge liegen und lud ihn auf seinen Wagen.

„Die Urschel ist mit ihren Fräulein wieder in den Karz gekommen, trauriger als je; und die Frauen weinten vor Mitleid mit ihr, denn sie wußten, daß jetzt erst wieder aus einer Eichel ein Baum wachsen und aus dem Baum eine Wiege gezimmert werden müsse; das erste Knäblein, das in diese Wiege gelegt würde, konnte um die Urschel wieder das tun, was Thomas versucht hatte.“

„Mutter, was ist aus den Nachtfräulein geworden?“ fragte Konrad.

„Eins sitzt noch oft am Mädlesfelsen draußen, wenn die Sonne scheint, und strickt mit goldenen Stricknadeln und sieht ins Thal hinunter. Hast du sie noch nie gesehen? Freilich, nur so ein Thomas kann sie in der Nähe anschauen; vor den andern flieht sie und verbirgt sich, denn sie hat noch von früher her die Angst in den Gliedern. Da ist sie einmal am Felsen gefessen mit dem goldenen Strickzeug, mit einem Male geht's huffa hallo auf sie los mit Hundcn, und ein



Jäger bricht durchs Gehölz, um sie zu fangen. Mit einem leisen Schrei ist sie vom Felsen gesprungen ins Tal und ist unverfehrt weitergegangen von dem Jäger weg, der hinter ihr im Blut gelegen ist."

Konrad nahm sich vor, nächstens wieder zum Mädlesfelsen hinüberzugehen und zu probieren, ob er ein Thomas sei.

Dann wurden die Kinder ins Bett geschäft.



Die Schafe hatten die Winterweide im Neckartal bezogen, und die Wege lagen verschneit. Konrad war über des Vaters Bücher gekommen, ein Orbis pictus war ihm in die Hände gefallen. Das war ein Buch, in dem der ganze Erdkreis in drei Sprachen beschrieben, zugleich ein jegliches Ding in einem Bilde dargestellt war, von Adam und Eva bis auf die Zeit des Großvaters. Alle Tiere waren darin enthalten, vom Auerochsen bis zur Zwergmaus, und alle Bäume, viel mehr, als Konrad kannte. Da waren ein Bergwerk, ein Segelschiff und alle Handwerke in bündigen Worten beschrieben; am Schluß waren mit einem schönen Vers die Lebensalter des Menschen auf der Stufenleiter abgebildet.

Dieses Buch stillte Konrads Wißbegierde so sehr, als es sie entfachte, und es war ein

Glück, daß er daneben ein noch dickeres Buch fand, das wie ein Bruder zum andern paßte: den Nössel. Weltgeschichtel Alte Schar-  
tefen hieß es die Mutter. Zwar schöpfte sie selber ihre Geschichten aus dem Nössel, aber sie blickte besorgt, wenn der Konrad darüber saß und am Abend nicht ins Bett wollte. „Hast's wieder hinausgesaut?“ schalt sie, wenn er es zuschlug, weil er zum zehntenmal auf der letzten Seite angekommen war. Dann lag er wach im Bett und sah den Hannibal über die Alpen kommen mit seinen Elefanten — Hannikel nannte er ihn —, oder er stand mit Konradin vor dem Richtblock und legte sein Haupt unters Beil, oder er ritt mit Zieten in die Schlacht. Leidenschaftlich ergriff er Partei für alles unschuldige Blut und hatte einen erlauchten Stab von Lieblingshelden um sich, Froben, der auf dem Schimmel des Kurfürsten starb, den Freund des jungen Fritz, der um ihn erschossen wurde; in zweiter Reihe standen die Leute aus dem Volk, die aus Bettlern Fürsten wurden, die großen Schuster und



Schneider, Hans Sachs, Fugger und Derfflinger. Sie vergossen ihr Blut nicht um eine große Sache — schön war der Tod —, sondern sie grüßten das Leben mit einer festen Faust und hoben es. Und Konrad war unschlüssig, wem er den Vorzug geben und wem er selber folgen sollte, den Märtyrern oder den Eroberern. Eines war klar: etwas Großes wollte er werden, einer, von dem die Buben einmal im Nöffelt lesen konnten. Tag und Nacht träumte er davon, wie er in ein brennendes Haus einstieg — die Leute hielten den Atem an — und aus Rauch und Flammen eine Frau und zwei Kinder heraushob. Oft auch kreisten seine Gedanken um Hannele, die in einer schrecklichen Gefahr war. Sie war von Räubern überfallen, gebunden und geknebelt — da trat Konrad aus dem Busch, warf mit einem Faustschlag die Buben zu Boden und löste die Stricke. „Steh auf, Hannele,“ sagte er, „geh heim zur Mutter; mit diesen Burschen habe ich noch zu reden!“ Am schönsten von der ganzen Weltgeschichte fand er den Bauern-

krieg, und er liebte die Welt um des Florian Geyer willen. Die Mutter, die ihre Augen offen hielt, lenkte Konrads Gedanken auf friedlichere Gebiete. Sie stellte neben den Orbis pictus und den Nöffelt eine alte Gedichtsammlung, und da Konrad eben den blauen Husten bekam und ins Bett gesprochen wurde, saß sie bei ihm, erzählte das Märchen vom Kalif Storch und sagte ihm Gedichte her. Mit Leichtigkeit sprach Konrad sie ihr nach, genau mit der mütterlichen Betonung und Haltung, und wie ein liebes Spiel ging es zwischen Mutter und Sohn hin und her: „Wie schön leucht’ t uns der Morgenstern“, „Hab’ doch kein ander Lied so gern“.

Damals bekam der Rabe Habakuk einen Genossen. Der Großvater hatte große Stücke auf Spizer gehalten, sie seien rechte, ehrliche Fuhrmannshunde, rauhbauzig und treu, und es war ihm auch einer unterm Plantuch gelegen. War es die Erinnerung daran — als ein fremder Botenfuhrmann in der Werkstatt einen Spizerhund für eine Uhr bot, ging der Vater den Tausch ein. Das

Der war schwarz, über die Stirn war ihm wie eine Flamme ein Tropfen Weiß gefallen; so wurde es Flämmle getauft. Zutraulich und unverwöhnt, hatte es seine rauhe Pflicht erkannt: auf der Hut zu sein. Konrad redete ihm zärtlich zu und gewann sein Vertrauen; auch vermittelte er die Bekanntschaft mit Habakuk, auf den Flämmle losfahren wollte. Konrad hob ihn auf den Arm: „Das ist der Habakuk, Flämmle, ein braver Rabe, dem darf man nichts tun; guter Habakuk.“ Flämmle dankte ihm mit jener kindlichen Unhänglichkeit, die Habakuk so oft vermissen ließ.

Was hat auch so ein armer, einzelnstehender Hund noch für einen Zweck in der Welt, wenn er nicht an seinen Herrn glauben darf? Er muß sein Gut und Blut einsetzen für das, was ihm teuer ist, und der Herr ist ihm der Herrgott; sein kleines Herz ist wie ein Kinderherz voll Unschuld und Einfalt; er hat niemand, dem er gehört, als seinen Herrn, das läßt er sich auch nicht nehmen von einem schlimmen Raben, der vornehm und welt-



erfahren tut und über alles seinen Spott ergießt. Flämmle ist auch schon in der Welt herumgekommen, und Konrad, sein Herr, hat ihm eine Hütte gezimmert voll warmem Stroh und hat ihm eine Heimat bereitet, zum Schoßschwerenot; und Flämmle vergaß sich und ließ seinen besten Fuhrmannsfluch los, der mit Sternhagel anfang und mit: du Himmelhund aufhörte.

Was hast du da über dich ergehen lassen, Habakuk, alter Prophet? Ein junger Hund, der noch nicht trocken hinter den Ohren war, hat deine hartgesottene Weisheit angezweifelt, die du als stiller Beobachter in einer Familie erworben hast, wo der Vater ein schwermütiger Narr, die Mutter eine Schwarz und der Sohn ein verzogener Hosenprinz war. Was hast du schon lange prophezeit? Es wird noch einmal ein Ende nehmen, die Herrlichkeit; und da kann auch ein hergelaufener — seine Abstammung in Ehren — Stromerhund nichts dran ändern, wenn er auch noch so verwegen seine lächerliche Weltanschauung verkläfft. Glück — ein Stroh-

feuer, weiter nichts. Sie Sabatul, hie Flämmle!

Es muß zugegeben werden, daß die Mutter solchen Zwiegesprächen aufmerksam lauschte und heimliche Seufzer irgendwohin schickte, wo sich schon mehr von diesem armseligen Gelichter aufgespeichert hatte und wo leichte Hände an der Arbeit waren, sie zu vergolden und in Reih und Glied zu stellen, um sie bei Gelegenheit wieder an ihren Platz herunterzulassen.

Gegen den Frühling erschienen die Schafe wieder auf der Albweide, die Geigstunden wurden aufgenommen und Christoph zog andre Saiten auf; er war unerbittlich gegen Nachlässigkeiten; so wie er's haben wollte, mußte es heraus, und wenn zehnmal die Saite darüber riß. Noten brachte er erst aus der Tasche, wenn etwas schon saß, für die Feinheiten; trotzdem freute sich Konrad immer auf die Stunde und auf jedes neue Lied, das er lernte. Zu Hannele stand er seltsam; er mußte ihr, sooft sie ihm in die Nähe kam, Handschuhe anmessen, wo-

gegen sie sich heftig wehrte. Es war ein Plagegeist über ihn gekommen; er spürte seine junge Bubenkraft sich regen und wußte nicht, wohinaus damit.

Christoph's Herde wuchs täglich durch neue Lämmer; Muttertiere und Junge sprangen und spielten in unbeholfener Liebe. Konrad holte seine Wegkarten vor und kämpfte mit einer unbändigen Versuchung zu wandern, irgendwohin, wo er noch niemals war. Er ging im Bogen um den Lichtenstein herum, über Waldwiesen, die in Schlüsselblumen, Veilchen und Anemonen standen; er badete in jedem Bache, den er fand, und hielt den Mund an jede Quelle auf seinem Weg. Da fand er eine Halde besetzt von samtigen, rosasilbrigen Blumen. Die Weiber hießen sie Mausöhrlein und banden Kränze von ihnen, die vor der Stall- und Stubentür aufgehängt wurden gegen die bösen Mächte. Er pflückte einen großen Strauß für die Mutter, hatte aber einen Hintergedanken vor sich selbst. Er kam durch ein freundliches Dorf, Genkingen, das ihm viel schöner als



Holzfelingen erschien. Als er den Roßberg vor sich sah, begann er zu laufen und stürmte ihn wie ein Soldat die Festung. Er sah ein schimmerndes Schloß in der Ferne, er wußte: der Zollern; die Achalm tat vertraut mit ihm, hinter ihr ruhte der weiße Neuffen aus. Wie herrlich war die Welt, in der es solche Berge gab!

Da legte er sich auf den Rasen hin und theilte die Mausöhrlein in zwei gleiche Sträuße.


 it einer Herde von zweihundert Schafen zog Christoph hinunter nach Reutlingen zur Schafwasch. Voran schritt trotz der Wärme im lammpelzgefütterten Mantel wie ein alter Erzvater Christoph, die Schippe unterm Arm; würdevoll trollte der Leithammel hinter ihm, ein Kerl, so groß wie ein Kalb, mit aufgerollten Hörnern; ihm folgten die Schafe, trippelnd und staubwirbelnd, indes Tyras, ganz von Verantwortung erfüllt, hin und her sprang und die Nachzügler zusammentrieb; den Beschluß machten Konrad und Hannele, einträchtig wie Geschwister. Als sie auf die Landstraße eingebogen waren, ging es rüstig vorwärts. Die Kinder freuten sich auf die Stadt, die sie zum erstenmal sahen, wie auf ein Wunder. Selbstgefällig zwinkerten die ersten Häuser mit ihren Augen auf sie herunter: „Auch

hiesig, Baurenbüble?" Eine lange Straße lud sie ein, und über den Dächern grüßte der Marienkirchturm: „Kopf hoch, Kinder, ich trag' zwei Umläufe für die Musikanten und einen mannshohen Engel auf der Spitze; tut, als ob ihr zu Hause wäret; ich hab' euch schon lange gewinkt, weißt du, Konrad, am Mädlesfelsen? Seht euch nur um in der Stadt.“

An der Echaz warteten alte Bekannte von Christoph und trieben die Schafe ins Wasser; sie wurden einzeln gewaschen und gerieben und ließen es sich wohligh gefallen. Zur Seite stand eine andre Herde, die von geschickten Händen geschoren wurde. Männer und Frauen saßen am Rande, hielten ein Schaf auf den Knien und ließen die Schere darübergehen. Die Sonne reichte goldene Handtücher und trocknete die wolligen Haare trotz einem Badmeister.

Im „Sternen“ wurde Mittag gemacht, und während Christoph von dem Käufer der Wolle, einem weißbärtigen Tuchherrs, traktiert wurde, konnten die Kinder ungehindert auf die Straße entweichen.



Die alten, schönen Kaufläden der Stadt hatten ihren Ruf auf der Alb. Der Vater kaufte seine Sensen beim Eisenknapp, die Mutter Strumpfgarn beim Schradin und die Nástücher beim Zizfinch. Die drei Häuser galt es also anzusehen. Wie zwei junge Deckelschnecken wanderten sie dem klaren Wässerlein des Stadtbachs nach, buchstabierten an jedem Hause Namen und Schild und trieben ahnungslos ihrem Schicksal entgegen. Denn an diese Straße war ein Haus gestellt, dessen einziges Schaufenster Konrad mit maßlosem Staunen erfüllte. Da waren Wanduhren aus Holz und Metall, wie sie der Vater mit dem besten Willen nicht hätte anfertigen können, Standuhren unter Glasglocken auf marmornen Sockeln, Brillen, Gläser und Reißzeug, Fernrohre, Instrumente aus Nickel und Messing, deren tieferen Zweck man nur ahnen konnte; kurz, Dinge von seltenem Gebrauche, die eine magnetische Anziehungskraft auf das Albkind ausübten. Glücklicher Mann, dem dieser Laden gehörte! Wenn man nur gewußt hätte, wozu

diese Dinge dienten. Es waren keine Weibersachen, als Stoffe, Schirme und Schuhe, auch keine groben Handwerkszeuge für Acker und Feld.

Ein rechter Bubenstolz schwoll in ihm auf.

„Ich hab’ zwanzig Pfennig von der Mutter; in dem Laden da kauf’ ich etwas.“

Ein eisgraues Männlein mit mürrischem Gesicht fragte nach seinem Begehr. Konrad gab ihm die Hand, die der Alte verwundert nahm, und erklärte unsicher:

„Ich möcht’ etwas, das zwanzig Pfennig kostet.“

„Was? Wozu? Für wen?“

Das sei einerlei. Irgend etwas.

Da gab ihm der Mann halblachend ein kleines Glasfrüßchen in messingnenem Gestell: „Da hast du einen Fadenzähler, kannst ausrechnen, wieviel Fäden dein Rock hat,“ und wies ihm, wie er das Scherblein anwenden solle.

Berauscht kam Konrad aus dem Laden heraus und tat die neugierigen Fragen Hanneles mit einem männlichen: „’s ist nix für Mädle“ ab.

„Dann kauf' ich mir selber etwas, aber in der Hirschapotheke, du Hutsimpel,“ zürnte Hannele auf. „Meine Mutter hat mir's auf einen Zettel geschrieben.“ Und sie nestelte einen großen ledernen Beutel auf, in dem Geld klimperte.

„Wenn ihr in die Apotheke gehet, so bringet mir doch auch etwas mit,“ mischte sich ein städtisch gekleideter Knabe, der in der Nähe stand, in das Gespräch; „ich hab' grad keine Zeit, ich wart' dann an der Ecke auf euch.“

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte Konrad und musterte den Knaben spöttisch. „Was soll's sein?“

„Sprinkinterleßmesser und Popperdimannstoß,“ rief der Reutlinger, platzte aber vorzeitig mit Lachen heraus, so daß Konrad merkte, daß er hätte angeführt werden sollen. Mit geballten Fäusten ging er auf den Städter los, der mit einem Satz in einem Hausflur verschwand. Hannele machte höfliche Neuglein.

„Ist das etwas für Buben?“ fragte sie sanft.



Da sah er sie an, als ob er Spinnen gefressen hätte, daß sie Eile hatte zu bitten, er möge sie jetzt sein Wundergläschen sehen lassen. Das besänftigte ihn wieder, und sie standen im besten Einvernehmen beisammen, als Christophs Baßstimme hinter ihnen die Straße herunterscholl: „Ihr Donnersezen, ihr! Lieber einen Sack voll Flöhen hüten als euch. Wart, euch nehm' ich noch einmal mit auf die Schafswasch, ihr Teigaffen.“ —

Konrads glühende Schilderung jenes Ladens konnte des Vaters Herz nicht gefügig machen. Doch zog er Erkundigungen ein beim Lehrer.

„Wenn du aus der Schule bist, wollen wir weiter davon reden.“

Dabei blieb's. Konrad schlug die Abbildungen der Instrumente im *Orbis pictus* nach und fand, daß der Mann, der sie fertige, Mechanikus heiße. Er wußte jetzt, was er werden wollte.

Die gemachten Erkundigungen und Konrads weiteres Verhalten müssen gestimmt haben. Denn als die Zeit um war, erhielt Konrad den Bescheid, er sei vom Mechanikus

Marchtaler in Reutlingen als Lehrling angenommen, und somit sei ihm der Weg zu dem erschlossen, was der Vater nicht habe erfassen können. Worte wurden nicht viel gemacht. Der Sohn sah die Eltern froh und doch bekümmert auf seine junge Arbeitskraft verzichten, die sie in Haus und Feld benötigt hätten.

Aber schließlich lag Reutlingen auch nicht aus der Welt draußen und man konnte zueinander kommen, wenn man sich etwas zu sagen hatte.

Das eisgraue Männlein, Herr Johann Marchtaler, war ein Filz, und Konrad hatte ein Hundeleben bei ihm, was seinen leiblichen Menschen betraf; aber er konnte sich nach der Decke strecken und schnürte die Hosenschnalle enger; denn es war der Mühe wert. Hinter der griesgrämigen Stirn des Alten hockte ein gut Stück Scharffsinn und Probierlust, die nur durch das nüchterne Abwägen des möglichen Verlustes eingedämmt wurde. In seiner Werkstatt fertigte er mit einem Gesellen nicht bloß die ordentlichen, gangbaren Artikel, die Wagen, Augengläser und Taschenuhren, die alltäglich verlangt wurden, sondern er beleißigte sich auch des einträglicheren Postens, das physikalische Rüst- und Handwerkszeug herzustellen, das man in Tübingen brauchte.

Er litt an Schlaflosigkeit, und man sagt,



er habe die halben Nächte damit zugebracht, über Verbesserung von Barometern und Flügelschrauben nachzubrüten. Uebrigens trug er Röcke mit langen Schößen und diente den Gassenjungen zum Gespött, die einen Hauptspañ daran fanden, ihm bei Nacht die Fensterläden zuzunageln und bei Tag einen Laubfrosch auf den Ladentisch zu setzen. Wodurch er sich diesen Spott zugezogen hatte, ist nicht bekannt. Vielleicht, weil er in früheren Tagen sich viel mit Erfindungen abgegeben und namentlich eine Flugmaschine erdonnen hatte, an der er sein ganzes Vermögen eingebüßt, weil es an irgendeiner Kleinigkeit, er sagte, an einer einzigen kleinen Schraube, gehapert hatte. Damals hatte er Betteln gehen müssen um die Wohltätigkeit der Leute, und der Bettler verscherzt sich jene gleichmäßige, ebene Stellung, die der gute Bürger dem Nebenmenschen einräumt, so lange er nicht zu Berge oder zu Thal geht. Herr Marchtaler war endgültig zu Thal gegangen und verlor sich instündig anstatt an gewaltige Vogelflüge an kleine Schraubenwindungen.

Bei ihm war also für Konrad etwas zu holen: das sollte er bald merken.

Es kam dem Meister fürs erste darauf an zu erfahren, wie sich der Lehrling anstelle mit Haupt und Gliedern. Er bekam eine zerbrochene Wanduhr in die Hand und einen Schraubenzieher; Konrad besah sie lange und begann sie zögernd zu zerlegen, indem er jedes Rad und jede Schraube vor sich an einen bestimmten Platz brachte; er fand einen abgesplitterten Hebel und eine ausgelaufene Warnung. Der Alte sah ihm scharf auf die Finger. Dann brachte er Del und einen Lappen, und Konrad mußte jedes Teilchen so blank putzen, als wäre es nagelneu. Ein Stück Messing wurde ihm zugewiesen, aus dem er einen neuen Hebel schneiden sollte. Er machte sich heißhungrig an die Arbeit, schnitt, stemmte und feilte, bis ihm das Hebelein wohl gelungen schien. Da kam der Alte, zerbrach es und warf es in die Ecke. „Stümpern kann ich selber,“ schalt er, „dazu brauch’ ich keinen Lehrling.“ Es fand sich, daß der Hebel um einen halben Millimeter

zu dünn geraten war, gut genug, um das Uhrwerk jahrelang zu halten, nicht gut genug für einen, dessen Lebensschiff an einem einzigen Schräublein gescheitert war.

Das war der Einstand. In der Stümper-ecke sammelte sich ein stattliches Häufchen an, das dem Lehrling ein Dorn im Auge war; aber der Alte paßte gut auf, daß nichts davon weglam; täglich sollte der Schandwinkel ihm vor Augen stehen. Er verlangte strenge und exakte Arbeit, und Richard, der Geselle, ein stiller, kleiner Mensch mit krummen Beinen, verstand darin keinen Spaß; doch hellte sich sein Gesicht in den nächsten Tagen auf, als er sah, daß Konrad eine leichte und gewandte Hand besaß.

Von den vielfältigen neuen Aufgaben und Eindrücken, die ihn wie ein Bienenschwarm umsummten, war er so hingenommen, daß er in den ersten Wochen kaum an die Heimat dachte; todmüde sank er abends in Schlaf. Nur Sonntags, wenn er mit Richard vor die Stadt spazierenging, merkte er, was er entbehrte. Der Kirschenblust hub an, die



gelben Rebsfelder leuchteten aus den grünen Matten heraus. Fast tat es ihm leid, daß er den Geigensack zu Haus gelassen hatte. Jetzt würden sie daheim Kartoffel stupfen, die Frucht war in der Erde. Es war ein Maikäferjahr, und die braunen Bursche fraßen an den Blättern wie das hungrige Heer; draußen im Eichen- und Buchenwald, am Markwasen, war ein Geknuspser und Knirschen, daß man meinen konnte, ein Wildschwein breche aus dem Dickicht hervor.

Dann kam die Apfelblüte, und es wurde offenbar, daß die ganze Stadt von einem herrlichen Obstgarten umgeben war. Allmählich wurden die graubraunen Hügel in der weiteren Umgebung grün, und es fand sich, daß hinter dem Obstgarten ein stolzer Kranz von Rebplantungen sich die Hänge hinaufzog.

Davon erzählte Richard, da sie unten am Hansenbrünnele saßen; das war ein Brunnquell, der vor dem Stadttor in einem tiefen ummauerten Loche floss, ein Versteck und ein heimlicher Ort für Mondnächte und Ge-

schichtenerzähler. Er lud ihn ein, am Fest der Weingärtner mitzugehen, wenn das Nebemännle herumgetragen würde.

Richard hatte Gefallen an Konrad gefunden, nahm den aufgeweckten Buben gerne mit und zahlte ihm auch wohl einen Schoppen in einer Besenwirtschaft; wenn sie dann abends durch die alten Gassen an der Stadtmauer zogen, waren sie beide voller Träume und Zukunftsglück, das sich bei Richard um einen nahen Schatz spann. Für Konrad war dieses Wort ein leerer Schall. Wenn er nur unter seinen Hämmern, Feilen und Stechbeiteln sein konnte, so war sein Glück voll; schaffen wollte er, nur schaffen; was konnte man mit diesen Werkzeugen alles anfangen, mit einem einfachen Stück Eisen! Die Welt aus den Angeln heben. Ihm schwindelte, wenn er daran dachte. Wieviel mußte man lernen, um alles zu können! Der Meister, ja der! Der hatte in seiner hinteren Stube ein Modell hängen mit Fledermausflügeln, seine unvollendete Flugmaschine. Der war nahe daran gewesen, die Welt umzudrehen.

Herr Marchtaler, aufmerksam auf den Lehrbuben, nahm ihn eines Abends mit in die Stube und gab ihm ein Buch in die Hand, das er lesen solle. Es handelte von dem Wesen der Mechanik, noch mehr, vom Klang, vom Licht, von allem, was es gab, aber so, daß bestimmte Dinge auf der Erde, die ein für allemal als Gesetze feststanden, von jedem geprüft und angewendet werden konnten.

Konrad verschlang das Buch, das ihm eine neue Welt aufthat. Man konnte also von dem, was feststand, ausgehen, das letzte, was andre gefunden hatten, als erstes nehmen und weitermachen. Die Erde war unergründlich. Viele Nächte las Konrad und dachte nach und stand am Morgen mit brennendem Eifer in der Werkstatt.

Vor Sommeranfang, um die Rebenblüte war das Weingärtnerfest. Die Stadtmusik voraus, zogen die alten und jungen wetterharten Männer, viele gebückt von den Lasten des Buttentragens, ihren Patron, Sanct Urban, das Rebenmännle, auf einer Stange



in der Mitte führend, feierlich zur Kirche, wobei der Fahnenträger an bestimmten Plätzen die mächtige Fahne wagrecht über den Köpfen schwenkte. Sie machten ernste Gesichter, denn die Eisheiligen hatten sich hart angelassen und die Zeiten waren so, daß ein alter, gestandener Weingärtner drei Vollherbste erlebte. Bereits hatte der eine oder andre angefangen, ein Stück von seinem Weinberg herauszuhauen und statt der Silbaner, Tröslinger und Elender Birnen- und Apfelfebäume zu pflanzen. Die Sorgen von dreihundert Männern humpelten im Zuge mit.

Am Nachmittag spielte die Musik auf der Silberburg, einer Wirtschaft mitten im Reb-  
gelände. Die Hoffnung regte sich auf den Gesichtern, die schwerfälligen Männer tauten auf und machten Späße mit ihren Frauen.

Richard, der seine Gründe hatte, mitzufeiern, hatte Konrad frei gebeten und strebte mit ihm der Silberburg zu. Die langen Tische unter den blühenden Kastanienbäumen waren voll besetzt, doch fand sich ein Platz neben einem rothbackigen Weingärtnerzmädchen,

dessen Vater und Brüder Richard steif und zeremoniell begrüßten. Es galt als gute Sitte, nicht aus dem Stand herauszuheiraten, und der Schlosser ohne Grund und Boden schien kein vollwertiger Eidam zu werden. Konrad war unbeholfen in dem fremden Getriebe und verhielt sich schweigsam. Das Gespräch drehte sich um Neben und Obstbau.

„I wa wurd au uf dene Burre wasche,“ rief ein weißhaariger Alter mit eingesunkener Brust; „Andrelessbira pflanzt und Schmidbastle, des batt ehnder!“

Der Vater wiegte bedächtig den eßigen Kopf und sammelte langsam die Worte in seinen Mund.

„M'r sott no waarte mit dene nuie Mode. M'r hott no et äll's ausprobiert. D'r Boden ischt guet. Butscheere sott m'r no meh' pflanze.“

„Wa' Butscheere,“ rief der Sohn und schlug auf den Tisch, „ihr mit eure saure Butscheere! Eb ihr et äll's uf oin Sieb raus-hauet ond lauter Burgunder ond Riesling pflanzet, könnet ihr euern Wei selber saufe.“

„Dem Hannes sei Maul goht wie a Bachstelzefidle,“ sagte der Großvater erboßt.

„An Kammerze käsch doine Burgunder ziege, mo d' Sonn hëbrennt. Pflanz du no doine herte Kugle, d' Frau ka d'rweil Steiner fresse.“

In drei Generationen standen sich hier die hagelgewohnten Männer gegenüber, und es geschah, daß der Großvater, der seine neunzig Jahre auf dem Rücken trug, der neuen Zeit das Wort redete, der angegraute Vater am guten Alten beharrte, und daß der Sohn, nicht weit vom Schwabenalter, auf Veredlung der alten Bestände drang. Indessen wurde das Glas fleißig zum Munde geführt und dazu dem Räs und Kuchen zugesprochen, daß die Hosen rauchten.

„Trink, Konrad,“ sagte Richard und stieß mit ihm an, „heut lass' ich einen springen.“

Er mußte mit seinem Mädchen ins reine gekommen sein, denn sie legte bald ihre anfängliche sittsame Zurückhaltung ab und lachte helle Schollen in die sonnige Welt hinaus. Konrad tat fröhlich mit, stellte sich auch ein-



mal hinter die Musikanten und wünschte seine Geige herbei, um mitzuspielen. Von der Geige kam er auf Christoph, den er lange vergessen, von dem auf Hannele, und wie er so hindachte und hinsah gegen die Albberge hin, die in bläulichem Dunst lagen, tropfte ihm das helle Wasser die Backen herunter. Er schämte sich, als er es merkte, und fuhr wie ein Dieb auf, da er angerufen wurde.

In der Ferne bei der Regalbahn sah er Richard stehen mit seinem Schatz, der auf ein Eichhörnchen deutete in einem rollenden Käfig. Konrad sprang auf und rannte zu den beiden hin, stolperte über einen Stein und schlug auf den Boden; er spürte es warm über den Backen rieseln, Richard hob ihn auf, und sie wuschen ihm das Blut vom Gesicht. Er war in einen Scherben gefallen, der ihm dicht über dem linken Auge eine lange Wunde geschnitten hatte.

Man band ihm ein rotgewürfeltes Taschentuch um die Stirn, und er setzte sich, ein wenig blaß vom Schrecken, wieder an seinen Platz. Da fiel ihm die Mutter ein und

was sie sagen würde, wenn sie ihren Buben jetzt unter den Weingärtnern sähe, die Stirn verbunden und ganz verwaist. Das laute Gespräch umschwirrte ihn, die Wunde brannte, er konnte es nicht mehr aushalten und ging still weg. Hinter der Regelbahn warf er sich unter einen Rosenbusch und weinte bitterlich. Es regte sich etwas in seiner Brust, das war so warm wie das Blut, das an ihm heruntergetropft war. Er konnte es aber nicht verstehen.

Als er aufstand, war er entschlossen, nach Holzelfingen zu laufen wie er ging und stand. Dann schlug ihm das Gewissen; er mußte erst um Erlaubnis fragen.

Der Meister sah ihm forschend ins Gesicht. Dann gab er ihm drei Tage Urlaub.

**F**rau Bärbele erschraß nicht schlecht, als sie am späten Abend den blassen, verstaubten Konrad mit der roten Binde vor sich stehen sah. Er war aber so glücklich, daheim zu sein, daß sie sich bald beruhigte.

Er begrüßte jeden Winkel wie nach jahrelanger Abwesenheit, den Raben, den Hund, versöhnte auch den Vater durch den Eifer, mit dem er sich in der Werkstatt zu schaffen machte, und brachte es zuwege, drei Tage und drei Nächte nicht zu schlafen, weil ihn die Zeit reute, die er daheim war.

Am letzten Tag in der Früh stand er in Würtingen, wie einer, der einen Hauptspatz verübt hat. Er hatte in Hanneles Scheuer übernachtet und paßte sie ab, da sie zum Hause heraustrat. Sie führte die Kühe zum Brunnen, die Morgensonne lachte über ihr; war das eine Lust und ein Staunen an-



einander. Er mußte den Morgenkaffee bei ihnen nehmen, dann zogen sie selbdrift ins Feld; er half bis Mittag im Heuet und atmete die Luft ein, als ob er zehn Jahre davon zu zehren hätte.

Hannele war am Aufblühen, die braunen Haare schimmerten um das gesunde Gesicht. „Alles ist so leicht an ihr,“ dachte Konrad; „die Mädchen haben Blätter wie junge Buchen, ganz flaumig und durchsichtig; oder sind es die Haare?“

„Du Sonnenwirbele,“ sagte er.

„Mach nur keinen Salat aus mir,“ lachte sie, „ich muß im Feld stehen und die Arme ausstrecken.“

„Rapunzele,“ rief er und griff nach ihrer Hand. Da waren sie sehr glücklich um dieses Wort und um ihre Hände, daß sie sich wie die Lerchen dünkten, die zum Himmel stiegen. —

Pfeifend kam Konrad das Bucheltal herunter durch die helle Sommernacht; er spürte keine Müdigkeit, als er im Haus des Meisters anlangte. Richard empfing ihn verwundert in der Kammer.

„Was ist's mit dir? Ich hab' gemeint, du seist gestorben, und jetzt steigst du daher wie das leibhaftige Leben. Hat's da gepiffen? Und was hast in deinem Sack? Speck und Brot, das ist recht.“

Statt der Antwort knöpfte der Lehrling den braunen Sack auf, holte eine Geige heraus und setzte sich aufs Bett.

„Das fehlt noch, daß du mir Lärm machst mitten in der Nacht. Leg dich aufs Ohr, Konrad, und schlaf den Dusel aus. 's ist nichts mit der Welt.“

Aber Konrad setzte den Bogen an und fuhr wie verrückt auf der Geige herum. —

Den ganzen Herbst und Winter arbeitete Konrad wie ein Heide in der Werkstatt. Durch Zufall, halb im Traum, hatte er an einer Taschenuhr eine Veränderung gemacht, etwas weggelassen und anders gebogen, und hatte es anfänglich für einen Fehler gehalten; es stellte sich aber heraus, daß es eine Vereinfachung war; wenn er das Werk im Innern anders anordnete, so wurde das Uhrenschlüsselchen überflüssig.

Herr Marchtaler staunte und schob ihm feinere Arbeiten zu, die Konrad zu neuen Versuchen anregten. Er gewann das Vertrauen seines Lehrherrn in dem Grade, daß er in den Plan des Barometers eingeweiht wurde, an dessen Umgestaltung Marchtaler arbeitete. Er hatte wie manche Menschen das Geschick, etwas bloß in die Hand zu nehmen, so gelang's ihm; ohne viel zu denken, so aus dem Schlaf heraus; er wunderte sich, daß Richard ein Wesens daraus machte; er hatte kein Verdienst dabei, es fiel ihm in den Schoß. Er klopfte, feilte und schnitt, dazwischen lachte er vor sich hin, sagte: „Rapunzel, Rapunzel“ und hatte die Arbeit fertig. Im Schlafe freilich wußte er sich gesegnet, spürte eine Hand auf seinem Haupte ruhen und ein tiefes Glücksgefühl im Herzen.

Als die ersten Veilchen blühten, lief er in den Wald; er kam mit einem Sträußlein Seidelbast heim. Nun wurde die Kammer nimmer leer vor Frühlingssträußen; er ging nach Feierabend aus und trieb sich auf den Wiesen umher; da entdeckte er die Schönheit



der unscheinbaren Blumen, die untereinander stehen, und gewann sie für sich. Er hatte nicht gewußt, wie schön ein ganzer Strauß Gansblumen sein konnte, oder ein Glas voll blaugrüner Wicken. Einmal fand Richard die vier kahlen Stubenwände von oben bis unten mit Rotdorn ausgeschlagen, daß er ihn schalt, er schleppe nichts als Ungeziefer, Blattläuse und Ameisen ins Haus. Dies mußte Konrad kleinlaut zugeben. Aber wozu auch schlafen, wenn es Frühling war?

Auf seinen abendlichen Spaziergängen trieb es ihn oft in den Kirchhof hinein.

Nirgends wachsen die alten Weiden, Linden und Lebensbäume lieber als auf den stillen Kirchhöfen, nirgends nisten die Singvögel besser und ungestörter als da, wo nur wenige Male am Tag das Thor aufgeht, um den Totengräber oder eine bekümmerte Frau hereinzulassen. Die alten Steinbilder an den Wänden waren von Vogelnestern besetzt, und auf den schwarzen Holzkreuzen schmetterten die Stare ihre Liebeslieder.

Der Totengräber, ein uralter Mann, hatte

vom frühen Sommer bis in den späten Herbst eine frische Rose zwischen den Lippen. Das war der einzige Lohn, den er von seinen Toten wollte. Er hütete die Gräber wie schlafende Kinder und redete mit den Gestorbenen, die ihm anvertraut waren, und die er alle zu Lebzeiten gekannt hatte. Er war ein bescheidener und zurückgezogener Mann, der niemand zu nahe trat; aber wenn er einmal du zu ihnen sagen durfte, gehörten sie ihm und waren seine Freunde.

„Was ist dir heut wieder für ein schön's Rösle aufgegangen, Luz; komm, schenk mir's;" und er brach es und steckte es in den Mund.

„Hat dir der Wind dein Kränzle verweht, Mariele? Ich will dir's wieder richten."

Konrad ging mit ihm zwischen den Kränzen umher und half ihm die Toten trösten.

„Du bist jetzt schon dreißig Jahr unter dem Boden, Michael, hast schöne weiße Knochen, und dein Sohn hat's gut; wegen dem kannst du ruhig schlafen. Du bist ein armer Strumpfwirker gewesen, und dein Sohn

hat ein Haus wie der König. Aber vielleicht sag' ich auch noch du zu ihm."

Bei den Kindergräbern verweilte der Alte lange und streichelte die Grabsteine wie Kinderköpfe; er hielt das Band zwischen dem Tod und dem Leben leise fest und erzählte den Einsamen in der Erde von Mutter und Vater.

Diese verschwiegenen Stunden machten Konrad nachdenklich. Bilder aus der Kindheit standen vor ihm auf, ein früher Schmerz regte sich in ihm, und als der Winter einbrach, sammelte er Werkzeuge, astloses Lindenholz, Messer, Farben und Pinsel in der Kammer, um ein Uhrlein nach seinem Herzen herzustellen. Unter der Arbeit sah er den Großvater vor sich sitzen und die Urhahne, das Liesele tauchte aus seinem Gräblein auf, das seine Kinderkönigin gewesen war, und bat ihn um ein Kränzlein.

Er benutzte die Abende, da Richard fort war, und wußte wohl warum. Denn er sagte öfter ein Wort vor sich hin, darüber ihn Richard ausspottete, da es ihm einmal entfahren war.



„Was willst denn mit deinem ewigen Acker-  
salat. Sonnenwirbel gibt's bloß im Früh-  
jahr. Wirst's noch erwarten können.“

Wenn er dann allein war, sagte er zehn-  
mal hintereinander: „Rapunzel, Rapunzel,“  
küßte das Lindenholz und sagte: „Sonnen-  
wirbele.“

Langsam entstand, Stück um Stück, unter  
seinen Händen eine Uhr, deren Zifferblatt  
aus einem dichten Laubwerk von geschnitten  
Rosen herauslugte; aus einem Törlein trat  
beim Schlagen ein alter, gebückter Mann,  
der eine Rose zwischen den Lippen trug und  
eine Sense in den Händen. Hinter ihm  
stand ein Reigen von Kindern, denen Rosen-  
kränzlein in den Haaren steckten. Er malte  
die Kinder mit hellen Farben an und die  
Rösslein rot.

Diese Frucht seiner Feierstunden blieb dem  
Meister und Richard verborgen. Untertags  
war er an seinem Platz und schaffte.

Die neuen Uhren, die Herr Marchtaler  
Chronometer benannte, waren einem Tübinger  
Professor vorgelegt. Der lobte sie über die

Rapunzel 10\*

Maßen und gab die Anfertigung neuer in Auftrag. Sie hatten alle Hände voll zu tun, und Konrad mußte einen geplanten Besuch in der Heimat aufs Frühjahr verschieben. Als aber die Äpfel blühten, verlor Herr Marchtaler seinen Gesellen Richard, den keine zehn Gäule mehr in Reutlingen halten konnten. Er kehrte der Stadt und dem Weingärtnermädchen den Rücken und wanderte; so war Konrad noch fester gebunden.

Der Sommer kam und mit ihm ein Brief des Vaters, der Konrad heimrief. Die Erntearbeiten waren zu schwer für die alten Leute, sie sehnten sich den Sohn zur Hilfe herbei.

Da trat Herr Marchtaler mit einem Angebot an Konrad heran. Er solle in sein Geschäft eintreten und, so jung er sei, am Gewinn teilnehmen.

„Du bist ein Glückspilz, Konrad, und wenn du bei mir bleibst, wir könnten miteinander das Schräuble finden, das an meinem Flugapparat fehlt.“

Konrad erbat sich Bedenkzeit. Es stürmte auf ihn ein, Verlangen nach Ruhm und

Glick, und er zitterte vor dem Anprall des Lebens. Er sprach mit Rapunzel und fragte sie um Rat. Da fiel es ihm ein, was sie gesagt hatte: „Ich muß auf dem Felde stehen und die Urme austrecken.“ Nein, er wollte nicht verpflanzen, was auf dem Felde wurzelte und dort gedieh.

Er ging auf den Kirchhof und fand bei dem Totengräber die Ruhe wieder.

Herr Marchtaler war ehrlich betrübt, als er ihm seinen Entschluß mittheilte. Da wurde ausgemacht, Konrad solle an des Vaters Werkstatt einen Anbau machen und in der freien Zeit für Marchtaler arbeiten; an Aufträgen werde es ihm nicht fehlen.

„Vielleicht hast du recht. Das Leben kommt auch zu dir in die Stille; es wird dich schon finden, wenn es dich braucht.“

Mit schwerem Herzen ließ ihn der Alte ziehen.



 onrad fand den Vater nicht gut bei Kräften. Der Sonnenstich hatte sich wiederholt, das alte Kopfleiden legte ihm Schonung auf; so wurde die ganze Last der Aüerwirtschaft auf des Sohnes junge Schultern gelegt.

Er nahm die Sense in die Hand und vertauschte den Handwerkerkittel mit dem Bauernrock; er wurde braun vor Sonne und sehnig vor Arbeit; er hielt sich an die Vogeluhr der Mutter und stand um vier Uhr auf, ein kleines Wort auf den Lippen. Aber er sah Rapunzel nie. Eine Scheu vor der Welt und ein zitterndes Glück, das ungesprochen blieb, vermischte sich in ihm und machte ihn still. Die Rosenuhr blieb wohlverpackt in der Stube.

Gegen den Spätherbst ging es ans Bauen. Der Vater war stolz und bedenklich, daß

seine Mechanik eine richtige große Werkstatt werden sollte, entwarf mit Konrad den Plan und suchte sich eine Ecke für seine Drehbank aus. Die Balken wurden behauen, das Mauerwerk gefügt, und vor Winter stand der stattliche Raum unter Dach. Herr Marchtaler sandte Werkzeug, Material und so viel Bestellungen, daß Konrad der Kopf davon schwirrte.

Was wurden in diesem Winter Uhren gemacht in dem alten Siebelhaus! Der Großvater hätte seinen Planwagen bepacken und im Frühling vierspännig nach Reutlingen hinunterfahren können. Vater und Sohn arbeiteten sich in die Hände, und Herr Marchtaler schickte blanke Goldstücke herauf.

Eines Tages, der Löwenzahn blühte und steckte schon die ersten Lichter an, ging Konrad Würtingen zu. Auf dem Felde stand Rapunzel. Als sie ihn kommen sah, legte sie die Hand über die Augen, denn die Sonne war hinter ihm. Er nahm ihr die Sichel aus der Hand und stammelte: „Rapunzel, jetzt.“ Sie sahen sich an und wußten alles.

Ein Glück war über sie gekommen, das keine Worte brauchte. Die Mäuse pfffen in den Feldern und die Grillen läuteten. Da führte er Rapunzel auf den grünen Wegen in das Haus seiner Eltern. Der Vater machte ein erstauntes Gesicht, die Mutter lächelte. „So ist's," sagte Konrad.

Dann ging er die Treppe hinauf und holte ein Paket aus der Kammer.

Wie schwer war das Glück, ernteschwer. Ein Sonnenwirbel. Tod und Glück und Liebe. Rapunzel. Rapunzel.

\*

Rapunzel sang, Rapunzel sprang. Sie strichen sich über die Haare. Sie waren reich und freuten sich aufeinander.

„Morgen steig' ich auf der Jakobsleiter in den Himmel."

„Nimmst du mich mit?"

„Ich tue nichts ohne dich."

„Schenk mir deinen Ramm."

„Schenk mir deine Hand."

Schenk mir, schenk mir. Rapunzel, Rapunzel.

\*



Im Herbst war die Hochzeit; die Eltern räumten das Feld und zogen in den Giebelstock. Konrad hämmerte in der Werkstatt, Rapunzel putzte die Geschirre.

Wie lange braucht eine Feder, bis sie eingesezt ist in die Uhr? Konrad, Konrad.

Wie lange braucht eine Schüssel, bis sie sauber gepuht ist? Rapunzel, Rapunzel.

Wir sollten nicht voneinander müssen; ich helfe dir.

Konrad, hol mir Wasser am Brunnen.

Rapunzel, bring mir den Fuchsschwanz.

Komm zu mir in die Küche.

Komm in meine Werkstatt.

Wie war Rapunzel schön. So erwacht die Apfelblüte an einem jungen Baum, wie nun Rapunzel wurde. Wie war Rapunzel flug. Wenn Konrad sich nicht entscheiden konnte, rief er Rapunzel, sie wußte das Rechte. Wenn Konrad flimmernde Augen hatte von der Arbeit an der Lupe, so linderte sie Rapunzels Wange. Wenn Konrad erstarrte Ohren hatte vom Stubenhocken, so bog sie Rapunzels Finger.

Er dankte mit zärtlichen Namen. Braune Haselnuß, du Rehtiz; mein weißes Füllen, Apfel, Birnle, Schwälble. Sie beugten sich zueinander, demütig vor der Fülle der Stunde.

Am Weihnacht trat eine stille Hoffnung hinzu. „Rapunzel, was wünschst du dir?“

„Einen Buben, Konrad, und du?“

„Ein Mädchen. Wie soll er heißen?“

„Rupprecht. Wie soll es heißen?“

„Wölkle, Bächle, Bergle.“

Sie holten den Kalender vor und schrieben alte Namen heraus auf Zettel; dann zogen sie sie wie Lose.

Cyprian. Ulgathe.

„Wenn du ein Kind bekommst, Rapunzel, so will ich auch eins haben; ich mach' mich an die Arbeit.“

„Will sehen, wer feins zuerst bekommt,“ rief sie ihm lachend nach.

Er setzte sich in die Werkstatt und sann; er holte den Barometer hervor, an dem Herr Marchtaler sich den Kopf zerbrochen. Er rechnete und machte Versuche.

Rapunzel wurde es schwer. Sie träumte

oft von der Schule, da sie ein Kind war, und stand in peinlichen Lagen vor dem Lehrer.

„Das ist begreiflich,“ sagte Konrad. „Du machst das große Frauexamen. Du bist glücklich. Aber ich!“ Er seufzte.

Da lachte sie wieder.

Je näher die Stunde kam, um so bänglicher wurde es Konrad. Er träumte von Blut und Tod und sah ein, daß jede Frau ihr Leben einsetzt, um ein Kind zu bekommen. Rapunzel blieb guter Dinge.

„Wenn ich sterbe, so weißt du, ich habe dich liebgehabt. Ich freue mich.“

Dann kam der Tag. Konrad und die Mutter standen ihr bei. Rapunzel wurde von unsichtbaren Kräften gerüttelt und herumgeworfen, die Schmerzen packten sie wie brausende Windstöße; wie ein Schifflein auf stürmischer See wehrte sie sich. Die Stunden rannen. In den kurzen Pausen sank Rapunzel in tiefe Ermattung, darin sie verworrene, liebliche Bilder hatte: der Christoph weidete die Schafe und lehrte Konrad geigen. Endlich, Rapunzel war am Ende ihrer Kräfte,



rang sich ein schreiendes Wesen aus ihrem Schoße los; es war ein Mädchen. Als Konrad das junge Leben im Bette liegen sah, ergriff ihn die Ehrfurcht vor der mütterlichen Frau, daß ihr die Tränen auf die Hand rannen.

Konrad sorgte sich bloß um Rapunzel, wie ein Gärtner mehr Sorgfalt verwendet auf die Mutterpflanze als auf den Ableger; er fand noch nicht den Rank zum Kind; es war ihm ungewohnt, ein Drittes zwischen sich zu finden. Das Kind lag mit großen Augen da, musterte ihn aufmerksam, als wolle es sagen: „Wer bist denn du? Ich erinnere mich dunkel,“ studierte lange an ihm und blieb ernst. Da beugte er sich über das Bündel. Die warme, weiße Haut war noch mit zartem Flaum besetzt; ein seltsam schwacher, lieblicher Duft strömte von ihr aus. Er küßte seine Haare, es roch wie eine Blume.

Aber was sind kleine Händchen, die sich spielend um einen großen Finger legen? Was ist eine Mutter, die ein Kind an der Brust hat? Gebete, große, liebe Geschenke aus einem unbekannten Schatze.

Er fand trotz der drängenden Sommerarbeit die Zeit, das tägliche Bad zu richten, und sonnte sich an der Freude der Mutter. Als es schrie, taufte er es „Dudelsack“, und lächelte bei dem Gedanken an den alten schottischen Dudelsackbläser, der alljährlich durchs Dorf zog. Er empfand sein Geschrei nicht unangenehm, war im Gegenteil erleichtert, wenn er es hörte. So lebte es wenigstens. Denn oft, wenn es stille lag, wurde ihm unheimlich, sein Lebenslichtlein könnte wieder ausgeblasen sein.

Was ist das erste Lächeln, das ein Kind vor der Mutter findet? Was ist eine Mutter, die ihr Kindlein in die Höhe hebt, daß es jauchzt und ein Englein macht? Rapunzel hat ihr Dudelein an der Wange, und Konrad küßt sie auf die Stirn.

Als die Feldarbeit leichter wurde, zog er sich abends in die Werkstatt zurück, in der am Tag der Vater hantierte, und schloß sich ein. Rapunzel durfte sie nicht betreten. Sie fügte sich lachend darein.

„Ich riech’ den Luntten wohl; du bist in

Schatten gestellt, Konrad, das verträgst du nicht."

So ging das drei Wochen lang. Da rief er einmal: „Rapunzel, bring das Dudele in die Werkstatt. Der Vater hat ein Kind.“ Er stand vor einem braunen Kästchen, in dem es blitze und glänzte von Metall und blanken Zeigern. Und er erklärte ihr, wie es möglich sei, damit den Druck der Luft zu messen, auf eine Art, daß Herr Marchtaler im siebten Himmel sein werde.

Wie war die Stube voll Sonne im alten Giebelhaus. Noch nie hatte sie solches Glück geborgen. Des Großvaters Posthorn hing an der Wand und hatte nicht übel Lust, ein schmetterndes Wiegenlied durchs Zimmer zu blasen. Rapunzel sang, Frau Bärbele nickte dazu und ließ die Gedanken ziehen über Wolken und rotes Laub. Noch hatte sie nicht ausgesorgt.

Herr Marchtaler machte seinen Ruf der Rnaufrigkeit zuschanden; er stellte zwei neue Gefellen ein, ließ in seiner Werkstatt Konrads Instrumente anfertigen und beteiligte



ihn aus freien Stücken am Gewinn; ihn selber vermochte er nicht von seinem Alldorf herunterzulocken, er ließ sich einschneien und schaufelte sich ein schmales Sträßlein das Buckeltal herunter, das wie ein Rehyppfad von ihm und Rapunzel ausgetreten wurde. Es ging ein Sprichwort von ihnen im Dorf, sie seien zusammengewachsen, denn man habe sie noch nie allein gesehen. Eine Stimme suchte gar hinter Rapunzel Frau Ursel, und man spähte auf ihrem braunen Haare vergebens nach einem Krönlein. Konrad, der den Leuten fremdgeblieben und nie ein Wirtshausbruder gewesen war, wurde über die Achsel angesehen und geriet, wie sein Vater, in den Ruf, nicht recht bei Trost zu sein. Er hatte als Knabe die Wälder ausgelaufen, mehr als Gotts Wille war, hatte gefaulenzt, Bücher gelesen und war den Leuten dann aus den Augen gekommen. Seit er wieder zu Hause war, hatte er vor sich hingelebt, als ob kein andrer Mensch auf der Welt wäre. Wußte der Himmel, wie das noch ausging.

Als das Dudelsäcklein die ersten Schritte machte, fuhr sich Konrad über die Augen, um sich etwas wegzuwischen. Es war aber keine Träne, auch kein Staub und keine Kohle. Das Frühjahr brachte eine merkwürdig neblige Luft; wenigstens fand Konrad, daß es in früheren Jahren klarer gewesen sei. Die Schwalben mauerten ihre Nester neu, aber der Nebel nahm zu. Da erschrak Frau Bärbele und dachte an den Großvater. Schließlich fand auch Konrad die rechte Spur.

„Rapunzel,“ sagte er, „ich muß dir jetzt etwas sagen.

„Ich habe lange gedacht, daß nie ein Mensch auf Erden ein so großes Glück gehabt hat wie ich. Seit heute weiß ich es. Ich habe dich im Herzen getragen, solange ich denken kann. Du hast in mir geschafft und gelebt, und wenn ich die Rose sah, die der alte Totengräber im Munde trug, so dachte ich an dich. Dann bist du mein geworden. Ich habe den Sommer gesehen und die schwere Ernte, und nun brauche ich dich,

Rapunzel. Wo soviel Glück ist, muß ein Opfer sein. Ich glaube, der Großvater hat an meine Augen gestreift. Er hat den Star gehabt, und ich habe es nie begreifen können, daß seine Fensterlein trüb geworden sind; jetzt, scheint mir's, lern' ich's verstehen. Gut, daß ich dich gesehen habe, Rapunzel, und unser Kind, und daß ich etwas habe in den dunkeln Tagen.

„Ich bin so hingestürmt im Leben und habe gemeint, es müsse mir alles glücken; ich habe alles so hingenommen und habe nie gedacht, wie's anders sein könnte. Ich habe die Vögel fliegen sehen und die Blumen blühen, und hab' sie in meinen Hosensack gesteckt, als gehörten sie mir. Vielleicht darf ich sie nicht mehr sehen. Da hat der Schäferchristoph weitergedacht; er hat mich etwas gelehrt, wozu man keine Augen braucht. Ich hab' sie lange vergessen gehabt in der vollen Sonne, die Geige, jetzt kann ich sie wieder vorholen aus ihrem Winkel. Dann mußt du mich zu deinem Kind annehmen, Rapunzel, und meine Mutter sein.



„Vielleicht kann mir aber auch einer den Star stechen. Dann wird mir alles noch einmal geschenkt, was ich mir wie im Rausch genommen habe. Dann will ich mir die Vögel ansehen und die Blumen, anders als das erstemal. Dann will ich bedächtig hingehen mit der großen Brille und sehen, was ich für mein Teil noch tun kann auf der Erde. Gib mir die Hand, Rapunzel.“

Rapunzel aber saß und hielt ihr Kind und hob Konrads Gesicht an ihre Wange. Da war gut ruhen.

Von Ludwig Finckh sind ferner erschienen:

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Rosendoktor. Roman. 50.—54. Auflage.  
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.—

Rosen. Gedichte. 6. Auflage.  
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Bistra. Mit 5 Bildern. 2. Auflage.  
Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Die Reise nach Tripstrill. Erzählung. Mit 21 Holzschnitten von Max Bucherer. 20.—22. Auflage.  
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.—

Der Bodenseher. Erzählung.  
a) Ausgabe mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner.  
20.—22. Auflage. Geheftet M 4.50, geb. M 6.—  
b) Ausgabe ohne Abbildungen. 17.—19. Auflage.  
Geheftet M 3.50, gebunden M 5.—

Mutter Erde. Gedichte. Mit 10 Holzschnitten von  
Wilhelm Laage. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—  
Luxus-Ausgabe in Halblederband M 15.—

Bei Reuß & Jitta in Konstanz

Seelkönig. 26. Tausend. Gebunden 70 Pf.

Graspfeifer. 26. Tausend. Gebunden 70 Pf.

Bei Strecker & Schröder in Stuttgart

Inselfrühling. Erzählungen.  
11.—13. Tausend. Gebunden M 2.20

